

Herausgeber:
B. St. Fjöllfross



Messenger National Prussien

Preußischer

Unabhängiges und liberales Blatt für Polemik im Kampf



seit 2003

Prussian Land Messenger

Landbote

gegen die Mikrobe der menschlichen Dummheit



Borussiam
et
veritatem
debere

Gazette für Politik, Kultur und Wirtschaft

ISSN 1613-8910

erscheint zu Brandenburg an der Havel

QVID AGIS PRVDENTER AGAS ET RESPICE FINEM

Landbote

Volumen 7

(01.09.2005-23.02.2006)

*Der Preußische Landbote erscheint im B. St. Fjöllfross Verlag Brandenburg an der Havel
Willi-Sänger-Straße 52, D-14770 Brandenburg an der Havel, Preußen, Provinz Brandenburg,
e-Mail info@landbote.com, V.i.S.d.P. B. St. Fjöllfross
gesetzt in Garamond 9Pt,*

2. durchgesehene und überarbeitete Printauflage Juli 2011



Abschied von Claudia

Der Preußische Landbote

Der zornige Wille eines unsinnigen Gottes forderte am 14. Dezember 2005 morgens gegen acht Uhr das Leben unserer von Herzen geliebten Freundin Claudia J. von Kade. Was dieser Verlust uns bedeutet, ist nur unter Mühen und Tränen in Worte zu kleiden. Nicht ganz dreißig Jahre war es ihr vergönnt, das Leben derer zu bereichern, die das große Glück hatten, ihr nahezustehen.

Eine völlig unverschuldete, dämonisch böartige Krankheit zwang ihr das unvermeidliche Schicksal eines unzeitigen Todes auf.

Sie kannte dieses Schicksal seit langem. Unzählige Menschen würden im Angesicht einer solchen infausten Prognose innerlich zusammenbrechen, gereizt oder weinerlich, tyrannisch oder apathisch reagieren. Nicht so diese einem Märchen entstiegene Fee: Von einem grundgütigen und liebevollen Wesen war sie stets um den Nächsten besorgt, ohne das eigene Schicksal auch nur im mindesten zu verdrängen. Sie thematisierte es nicht häufig – das ist wahr. Aber sie setzte dem drohenden Tode eine unbändige Lebensfreude entgegen. Diese Frau war ein Kraftzentrum, an das sich die Gesunden anlehnten. Ein unbeschwertes Wesen hatte sie sich aufs Panier ihrer Lebensphilosophie geschrieben.

Die Echtheit eines solchen Charakters wird nirgends so hart auf die Probe gestellt, wie auf dem Totenbett. Und dort entfaltete sich dann auch der einzigartige Glanz dieses Juwels unter den Töchtern Anhalts: Bis zum Schluß konnte ihr das übergroße Leiden keinen einzigen Klagelaut entwinden.

Wir hatten das große und unverdiente Glück, den Lebensweg dieser wunderbaren Frau über ein Kleines kreuzen und begleiten zu dürfen. Mit dem Verlöschen ihres irdischen Daseins ging somit über unserem Pantheon ein neuer, ein strahlender Stern auf, dessen Licht uns zu großer Treue demgegenüber verpflichtet, was sie uns hinterließ: Ihre Art nämlich, das Leben für sich zu entdecken und einzufordern – und jedem Tag, jeder Sekunde das Möglichste an Glück und Freude abzurufen.

Der Schmerz um das Wissen, nie wieder ihre Stimme hören zu dürfen, niemals wieder von ihren Augen gesehen zu werden, entzieht sich jeder Beschreibung. Dankbar sind wir nur dem Umstand, daß sie nun aller Qualen ledig ist. Und dankbar sind wir für das, was sie uns mitgab für den Rest unseres Lebens. Diese einfache junge Frau, bar jeder Prominenz und gesellschaftlicher Bedeutung – für uns war sie ein unwiederbringliches Gottesgeschenk. Hätten wir die Wahl gehabt zwischen einem Wochenende

zu Gast bei der britischen Queen und einem fünfminütigen Zusammensein mit Frau Claudia – die Entscheidung hätte sich nicht einmal gestellt!

Mit blutender Seele nehmen wir Abschied von einer Blume, die wahrhaft geschaffen war im Antlitz Gottes und die dieser – verlassen von allen guten Geistern – von uns nahm.

Möge Dir die Erde leicht werden, liebe Freundin! Dein Bild bleibt in uns bestehen, bis auch unsere Augen brechen.

Wenn es an der Zeit ist, werden wir Dir, wie wir es versprochen haben, ein Denkmal in unserer Zeitung aufrichten – unter den Persönlichkeiten – in deren Canon aufgenommen zu werden Du mehr als würdig bist. Dieses Denkmal aber wird uns überdauern, solange das Volk der Deutschen eine zentrale Bibliothek besitzt.

Sabine R. Katerbow. Benjamin Katerbow. Michael L. Hübner

Anarchie auf zwei Rädern

von Herrn B.St.Fjollfross

Zum folgenden sehr ernststen Thema berichtete der Preußische Landbote bereits in seinem Artikel Eine Brandenburger Fahrradfahrt – Protokoll des Irrsinn. Leider blieb die Problematik höchstaktuell.

Die Ölpreise schießen unaufhaltsam nach oben. Autofahren wird für die Privathaushalte teurer. Wer wird davon voraussichtlich profitieren? Natürlich: Die Fahrradindustrie! Das ist grundsätzlich auch zu begrüßen. Aber jetzt kommen die Probleme.

Wenngleich die Bundesrepublik Deutschland in den vergangenen Jahren viel für den Ausbau der Fahrradwege getan hat, so ist doch die vorhandene Infrastruktur den Anforderungen, die gegenwärtig in sich verstärkendem Maße auf sie zurollen, nicht mehr gewachsen. Das beginnt bei den schmalen und oft desolaten Fahrradwegen und endet bei der höchst mangelhaften juristischen Vorarbeit zur Bewertung von Verkehrssünden, begangen durch Fahrradfahrer.

Wir nehmen als Beispiel den Fahrradweg, der die Bundesstraße 1 zwischen Plaue/Havel und Brandenburg/Havel begleitet, an einem gewöhnlichen Freitagabend. Dieser Weg wird selbst für Velozipedisten, die sich, sowohl was die Ausstattung ihrer Zweiräder als auch die vorgelegte Fahrweise betrifft, an die StVO halten, zur Todesfalle.

Das wir dieses harte Wort benutzen, ist keinesfalls Polemik. Das meinen wir so. Übertrieben? Entsinnen Sie sich noch Ihres Unterrichts in Festkörperphysik, Mechanik? Sich addierende gegenläufige Geschwindigkeiten? $F=m \cdot a$? Wenn zwei Körper von etwa siebzig Kilogramm in Gestalt zweier Fahrradfahrer mit jeweils 20km/h aufeinanderprallen, dann entsprechen die Wirkungen für den Einzelnen einem Aufprall von 40km/h. Aber 40km/h – was ist das schon, nicht wahr? Sie, die Sie es gewohnt sind, in Ihrem Auto mit 160km/h über die Autobahn zu fliegen und einen Fahrer vor Ihnen auf der Landstraße, der sich mit 80km/h an die Regeln hält, als Schnecke beschimpfen, Sie lachen über 40km/h? Da könnte man nebenher Blumen pflücken? Dann holen Sie mal Ihren angestaubten Drahtesel aus dem Keller und los geht's! Treten Sie in die Pedale! Immer feste! Versuchen Sie, auf glatter Strecke 40 „Sachen“ hinzubekommen. Ihnen wird die Lunge aus dem Halse hängen und Sie bekommen ein ganz neues Gefühl für diese Geschwindigkeit. Wenn Sie es nicht schaffen, nehmen Sie einen Berg und Rückenwind zur Hilfe. Und

wenn Sie die Vierziger-Marke geknackt haben, dann fahren Sie einfach mal mit dieser Geschwindigkeit gegen einen Baum oder eine Mauer. Oder nur auf den Acker neben Ihnen. Haben Sie's drauf? Nein? Schade! Denn wir hätten gern gewußt, ob Sie hinterher immer noch gelacht hätten. Unsere Wette gilt hundert zu eins: Sie hätten nicht. Denn $F=m \cdot a$ besagt, daß Ihnen der Baum oder Mauer mit einer dreiviertel Tonne Gewicht begegnen, die sich plötzlich über Ihren zerbrechlichen Leib auszubreiten beginnt. Zugegeben, das ist jetzt sehr volkstümlich ausgedrückt. Aber es trifft den Kern dessen, was in dem Augenblick des Zusammenpralls vor sich geht, und warum Sie hinterher so blutig und zermanscht aussehen, und warum sich zwischen ihren Zähnen, die Ihnen nach dem Aufprall noch die Treue hielten, zwischen all dem blutigen Schaum so unartikulierte Stöhnlaute entquillen. Schreien würden Sie ja gerne, aber leider, dazu fehlt Ihnen die Kraft. Und die halbe Lunge fehlt Ihnen womöglich auch. Der Notarzt der Sie aufpolkt, wir den Begriff „Pneumothorax“ in sein Protokoll schreiben.

Sie werden jetzt verstehen, warum wir so großzügig gegen Ihr Gelächter gewettet haben...

Bei dieser Geschwindigkeit werden Fahrradfahrer auf unbeleuchteten Fahrrädern des Nachts zu Bomben, Lenkerenden zu Spießen, Rahmen und Speichen zu Knochenbrechern.

Ein Fahrradfahrer, der besoffen und/oder mit einer defekten Beleuchtungsanlage durch die Nacht fährt; ist ein potentieller Mörder. Und wieder keine Polemik! Denn das Strafgesetzbuch definiert Mord als planvolle Tötung eines anderen Menschen aus niedrigen Motiven. Planvoll ist alles, was nicht als unbeabsichtigt anzusehen ist. Der Fahrradfahrer, der sich im fahruntüchtigen Zustand auf sein Gefährt setzt und losradelt, tut dies in vollem Bewußtsein. Das niedrige Motiv ist genau in dieser Verhaltensweise zu suchen, die die Gefährdung anderer aus Gründen der Faulheit, Ignoranz und Bequemlichkeit in Kauf nimmt.

Und jetzt legen wir noch einen drauf. Wenn es denn aus diesen Gründen zu einem fatalen Unfall gekommen ist, der den Verlust des Lebens eines Unschuldigen zur Folge hatte, dann sind die Verwaltungen und Dienststellen der Legislative, der Rechtssprechung und der Exekutive unbedingt mit in die Verantwortung zu nehmen. Daß heißt ganz deutlich, das Ordnungsamt der Kommune, die Polizei, die nicht präsent genug ist und nicht durchgreift, der Staatsanwalt, der nicht unnachsichtig anklagt, der Richter, der nicht hart genug urteilt und der Parlamentär, der zu lasche Gesetze vorlegt, deren Durchführung ihm scheißegal ist – sie alle sind schuldig der passiven Beihilfe zum Mord!

Gesetze werden immer wieder umgangen oder zumindest leicht überschritten. Wo „50“ erlaubt sind, wird regelmäßig „60“ gefahren. Das wissen wir alle. Und wenn der Gesetzgeber will, daß an einer bestimmten Stelle wirklich „50“ gefahren wird, tut er gut daran, die Geschwindigkeitsbegrenzung von vornherein auf „40“ festzulegen. Ein alter Hut!

Also hoch mit dem Strafmaß, mit dem Verfolgungsdruck, mit den Sanktionen bei Leuten, die immer noch meinen, ein Fahrradfahrer bewege sich in einem rechtsfreien Raum und eine defekte Beleuchtungsanlage sei ein läßliches Kavaliersdelikt! Es muß einen TÜV und eine Kennzeichnungspflicht für Fahrräder geben!

Sie werfen uns vor, wir unterließen mit solchen Forderungen die zaghaften Bemühungen der Bundes- und Kommunalpolitik, die Leute aus den Autos auf die Fahrräder zu locken? Nee, im Gegenteil! Wir versuchen die

anständigen Fahrradfahrer zu schützen. Wir versuchen zu verhindern, daß sich Leute, die ihren Drahtesel wieder flott gemacht haben, nach kurzen Fahrraderfahrungen wieder in die sicheren Metallzellen ihrer Automobile zurückflüchten, weil sie sich dort geschützter wähnen.

Es ist unbestreitbar, daß das Rowdytum der Autofahrer untereinander in keiner Weise vergleichbar ist, mit der Rücksichtslosigkeit von manchen Fahrradbenutzern.

Warum sieht man so selten selbst jugendliche Auto- oder Motorradfahrer auf Bürgersteigen umherrschen, dafür aber um so mehr Fahrradbenutzer? Ganz recht: Weil Autos und Motorräder Kennzeichen haben, und Anzeigen oft teure und unangenehme Eingriffe darstellen.

Eine Anzeige braucht ein Zweiradpilot selten zu fürchten. Husch, weg ist er und ward nicht mehr gesehen.

Der oben beschriebene Freitagabend brachte für den Geschädigten, der uns den Anlaß zu diesem Artikel lieferte, einen Kurzbesuch auf der Rettungsstelle des Klinikums Brandenburg. Dort wurden ihm die multiplen Schürfwunden versorgt, die er sich zuzog, als ihm zwei junge Männer ohne Licht entgegenrasten. Auf dem Rückweg bekam er noch eine Prellung am linken Oberarm, als ein weiterer Mann offensichtlich angetrunken oder bekiff mit glasigem Blick stramm die linke Fahrradwegseite für sich beanspruchte. Ausweichen unmöglich. Beide Unfälle hätte weitaus schlimmer ausgehen können. Für alle Beteiligten.

Deshalb an dieser Stelle unsere Aufforderung an die Verantwortlichen für die Sicherung des Straßenverkehrs: werdet endlich im geforderten Maße aktiv und meißelt den Opferschutz in das Bewußtsein der Bevölkerung ein!

Von den Medien erwarten wir: Setzt das Thema auf die Tagesagenda! GZSZ, Lindenstraße Richter in Salesch und Richter Holt und wie ihr alle heißen mögt. Ihr erreicht das Volk, daß des Lesens und Denkens unwillig und unkundig ist. Aus dem aber dennoch Täter wie Opfer hervorgehen. Eure Botschaften kommen bei den Fernsehsüchtigen an – dann sendet sie aus! Erzieht! Das ist der einzige Auftrag, der eure Existenz rechtfertigt. Dafür kassiert ihr Steuern und Fernsehgebühren! Und zwar auch von den Opfern, die eure Nachlässigkeit oder der Mangel an Interesse nicht zu schützen vermochte.

Arte stolpert ins Mittelalter

J.-F. S. Lemarcou

Doku-Soap – so nennt sich der Nonsens doch wohl, der da seit geraumer Zeit bei den Fernsehkanälen durchgereicht wird. Da trommelt man also ein paar Leute zusammen, die für einige Tage oder Wochen in eine „andere Epoche“ geschickt werden, um dem Zuschauer vorzuführen, unter welchen Bedingungen seine Voreltern seinerzeit lebten. Der Grundgedanke ist ja ganz löblich. Funktionieren kann die Chose dennoch nicht. Warum? Nun, man kann den Leuten zwar die alten Klamotten überhelfen, man kann ihnen Strom und Gas abschalten und sie mit Werkzeugen des täglichen Gebrauchs ausstatten, wie sie damals üblich waren, aber eines können die Produzenten dieser Streifen mit Sicherheit nicht: Es ist ihnen unmöglich, ihren Darstellern die Hirne und Herzen ihrer Alvorderen zu implantieren. Das gesamte Weltbild, mit dem unsere Ahnen aufwuchsen, prägte ihren Umgang miteinander und damit das soziale Gefüge entscheidend. Es reicht

nicht zu sagen: „Du bist jetzt Gutsbesitzer, und du bist Hausmagd, du bist ab sofort adliger Burgvoigt und du bist Stallknecht.“ Das kann man spielen und heraus kommt bestenfalls so eine Art Hollywood'sches Sandalenepos der Fünfziger. Denn die Menschen der vergangenen Epochen hatten zutiefst innerlich ein anderes Verständnis von sich selbst, ihrer Stellung innerhalb der Welt und vor Gott. Ihr Horizont war auf der einen Seite um Dimensionen eingengerter als der unsrige, auf der anderen Seite nahmen sie Dinge wahr, die sich uns nicht mal mehr mit dem Mikroskop erschließen.

Diese Verwerfungen lassen sich nicht von unausgebildeten Laientruppen korrigieren. Selbst das jüngste Kreuzfahrerepos „Himmelreich auf Erden“ mit Orlando Bloom konnte nicht über diesen Schatten springen und ist im Endeffekt nichts anders als eine Reflektionsfläche, ein Spiegel unserer Zeit, der unter einer sicher gelungenen Maskerade genau die Probleme, Sehnsüchte, Moralvorstellungen und Weltsichten unserer Gegenwart an den Betrachter zurückgibt.

Unter demselben Aspekt nun muß man zwingend die Doku-Soaps sehen, die einen ähnlichen Anspruch vor sich her tragen.

Es gibt aber noch einen zweiten, etwas hintergründigeren Blickwinkel, den wir an dieser Stelle einmal ausleuchten wollen: Warum werden wir gerade zu dieser Zeit wirtschaftlichen Rückzugs mit solchen Stoffen bombardiert, die uns das Leben ohne den gewohnten Komfort unserer Gegenwart schildern sollen? Soll uns vor Augen geführt werden, daß es auch mal ohne Strom und Fernseher ging? Sollen wir uns wieder langsam dran gewöhnen? Nun hatte die alte Zeit auch ihre Schattenseiten. Einen Arzt beispielsweise konnten sich nur die wirklich Betuchten leisten. Parallel zur Doku-Soap findet im realen Leben eine Entwicklung zu just eben diesem Punkte wiederum statt. Wer nicht zahlen kann, stirbt früher. Mit den Annehmlichkeiten von Strom, Gas, fließend Wasser und einer beheizten Unterkunft samt Dach über dem Kopf wird es über kurz oder lang ähnlich gehen. Die Zahl derer, die sich diesen Luxus nicht mehr leisten können, nimmt enorm zu! Da hätten wir dann eine Live-Soap, die für die Betroffenen kein Fernsehspektakel mehr ist, sondern brutal am eigenen Leibe erfahren wird. In diesen Kontext paßt wohl die moderne Ausgabe der Jaquerie, die wir vor erst wenigen Tagen, im November 2005, auf den Straßen Frankreichs erlebten. Solche Unruhen der Armen und Verarmten werden sich wohl häufen in nächster Zeit. Und daß man diese Rebellen Lumpengesindel und Verbrecher heißt, wie es der französische Herr Innenminister Monsieur Sarkozy uns vorexerzierte, das hatten wir doch auch schon mal, nicht wahr, Herr Dr. Martin Luther aus Wittenberg?

Und nun noch einmal die gestellte Frage: Soll uns dieser konzentrierte mediale Beschuß mit dem mittelmäßig in Szene gesetzten Ambiente der Vergangenheit vielleicht doch ein Stück weit auf eine Zukunft vorbereiten, die der vorgestellten Historie in vielem ähneln wird?

Na dann, in diesem Sinne: Kyrie Eleison!

Danebrog - im Sturm zerzaust

B. St. Fjollfross

Schon oft bewies die Geschichte der Menschheit einen feinen Sinn für Ironie. Diesmal aber hat sie sich wohl selbst übertroffen: Sollte es wirklich das kleine, feine, unscheinbare, friedliche und jeder Großmannsucht abholden Dänemark sein, das nunmehr den eventuellen Anlaß zum Dritten

Weltkrieg gab. Der vielbeschworene Clash of Civilisations - man erinnere sich dieses Standardwerks der politischen Prophetie aus der Feder Herrn Huntingtons - scheint nun stattzufinden. Die Bilder, die uns von einem tobenden Mob auf den Straßen islamischer Länder zeigen, wollen uns dies jedenfalls glauben machen.

Was passiert da? Warum stürmt eine entfesselte Menge gegen die Botschaften Dänemarks und Norwegens und verbrennt skandinavische Fahnen, die sie vorher noch nie gesehen hat?

Ein dänischer Karikaturist hatte Mohammeds Antlitz zum Ziel seiner Kunst gemacht, eine dänische Zeitung druckte das Werk ab, eine norwegische Gazette zog nach. Also glauben die Muselmänner, mache man sich über den Propheten lustig. Und wer über Allah, den Propheten und den Koran lacht, der lacht über sie. Ja verstehen denn die Leute gar keinen Spaß?

Nein, tun sie nicht. Und an dieser Humorlosigkeit ist etwas dran, worüber es sich ernsthaft nachzudenken lohnt.

Wir wollen an dieser Stelle nicht auswalzen, daß wir Monty Python mit ihrem legendären „Leben des Brian“ haben. Das würde nicht ins Bild passen. Denn mit Monty Python lachen wir über uns selbst und unsere abendländische Leitreligion. Abgesehen davon, daß vor reichlich vier Jahrhunderten in einem solchen Falle die allerchristlichste Inquisition ebenfalls Amok gelaufen wäre und die Ketzerfeuer von Toledo noch einmal richtig angeblasen hätte, würde es sich wiederum um keine vergleichbare Reaktion handeln. Die Inquisition hätte um eines Machterhaltes Rabbatz gemacht.

Auf den Straßen des Orients aber formieren sich die Machtlosen. Und genau da sind wir am Kern des Problems angelangt.

Wer flippt den aus? Die Muselmänner, die es geschafft haben, sich eine bescheidene Existenz im Abendland zu etablieren? Mitnichten. Man hört verhaltene Kritik, aber auch bezeugtes Unverständnis für die zerstörerischen Krawalle ihrer orientalischen Glaubensbrüder. Nun, man wird sich hüten, als Minderheit den Hals zu weit aus dem Fenster zu strecken. Ein satter Bauch fühlt sich selten zum Märtyrertum berufen!

Wie sieht es mit den aberwitzig reichen Ölstaaten rund um den persischen Golf aus? Endlose Autokorsos von schweren westlichen Luxuskarossen auf den Prachtmeilen Kuwaits oder Qatars, deren Teilnehmer ihren Haß auf die Dänen aus den getönten Scheiben herausbrüllen?

I wo! Die älteste Nationalfahne der Welt brennt in den Gossen der islamischen Welt. Es sind die Zerlumpten, die Hungerleider, die sich wie die Wahnsinnigen gebärden.

Da muß doch mehr dahinterstecken, als eine unsensible Karikatur eines unbedarften dänischen Zeichners! Tut es auch!

Unseren Redaktionskoran brauchen wir dazu kaum zu befragen. Er schaut uns traurig an, wie er da im Regal tapfer seine Stellung zwischen Vulgata und Talmud behauptet. Was der Prophet uns durch seine Suren mitteilt, verstehen wir gerade so wenig wie Hunderte Millionen Moslems. Jene wurden zwar in ihrer Kindheit und Jugend mehrheitlich auf die Kenntnis des Korans getrimmt, zwischen Auswendiglernen und Verstehen klafft dennoch ein enormer Spalt. Nicht wahr, liebe Christen? Das Vaterunser ist ein so wunderbares Gebet. Würde jeder, der es einst vor seinem Schulpastor daherleiern mußte, seinem Geiste nach gehandelt haben, dann brennten jetzt auf den Straßen Kabuls keine Danebrogs. Unser Wort drauf!

Statt dessen handelten die Vaterunser-Leute nicht anders als es Muselmänner im Prinzip auch tun: Sie besinnen sich nicht auf Gottes Wort, sondern verfolgen ihre eigenen Interessen. Wenn sich Gottes Wort dem anpassen läßt - um so besser! Wenn nicht - auch egal!

Kein Muselman, der den Koran und damit Allahs Wort auch nur halbwegs ernst nimmt, käme auf die Idee, gegen seine Mitmenschen Gewalt auszuüben.

So einfach aber liegen die Dinge nicht!

Wenn man genug Empathie besitzt, sich unter den Turban eines Afghanen zu versetzen und die Welt mit seinen Augen zu betrachten, dann werden die Vorgänge schon überschaubarer. Was sieht er, der Fahnenverbrenner? Er sieht ein Abendland, vertreten vom alten Europa und den Vereinigten Staaten von Amerika, in dem - gemessen an seinem kargen Dasein - schranken- und gottloser Luxus herrscht. Sodom und Gomorrha. Viva und MTV. Da machen junge Burschen spastische Verrenkungen zu einem sinnlosen Gedröhne und junge, beinahe nackte, völlig hirnlose Gaken stecken sich nach ihren Freß- und Sauforgien den Finger in den schönheitsoperierten Hals.

Angesichts dieses Irrsinns würde der Afghane auch gern kotzen. Er kann es aber nicht: sein Magen ist leer. Seine Tochter kann es auch nicht. Ihr Magen ist auch leer. Was diese gedankenlosen Einzeller aus der „Ersten Welt“ sinnlos in sich hineinfressen, davon hätte er gerne auch nur einen Bruchteil für sich und seine Kinder. Das kann er sich jedoch aus dem turbangeschmückten Kopf schlagen. Diese kiffenden Krakeeler denken gar nicht daran, mit ihm zu teilen. Sie wissen nicht einmal, daß es ihn gibt. Aber sie leben auf seine Kosten. Seine Tochter wird an Unterernährung und unbehandelten Krankheiten sterben, damit diese vollgefressenen Strolche vor Langeweile nicht wissen, wie sie ihr Leben am Schlechtesten vergeuden sollen.

Jetzt aber wird er einen ohrenbetäubenden Krawall machen, daß den Rappern die i-Pods von den Löffeln fliegen. Denn Allah hat ihn verlassen. In seinem Herzen weiß er es. Allah gönnt denen, die IHN nicht kennen wollen und sich einen Dreck um SEINE Gebote scheren, ein Leben im Überfluß. Der fromme Moslem aber, der die Hadsch auf sich nimmt, der sich fünfmal am Tag nach Mekka beugt, der den Ramadan geflissentlich einhält, dieser fromme Mann muß in schreiender Armut sein erbärmliches Leben fristen und zusehen, wie seine Kinder zerlumpen und verhungern. Er kann sie nur noch zu Selbstmordattentaten schicken, weil dieses Sterben wenigstens nicht so lange andauert, nicht so qualvoll ist.

Das ist die Saat des Zorns. Das Konterfei Mohammeds ist nur noch der Auslöser. Der zeichnende Däne nur noch der arme Tropf, der im Yellowstone-Nationalpark spielend den falschen Stein umgewendet hat und damit den lange brodelnden Supervulkan zum Bersten brachte.

Beim Zertrampeln und Verbrennen des Danebrogs geht es so wenig um einen religiösen Hintergrund, wie es das beim Dreißigjährigen Krieg der Fall war. Hier wird eine andere Sache verhandelt. Im Strombett des gekränkten religiösen Empfindens kanalisiert sie sich: In Wahrheit trampeln die geschundenen Muselmänner auf dem sie mißhandelnden Abendland herum, auf dessen gnadenloser Arroganz und Ignoranz.

Das Abendland sollte genau aufhorchen. Es ist nicht ganz klar, ob es noch fünf vor oder schon fünf nach zwölf ist. Haben wir jedoch noch die Chance, den ausbrechenden Wahnsinn einzudämmen, dann sollten wir sie nutzen. Bevor wir gemeinsam mit den Muselmännern in einem Atompilz verglühen.

Ob das ein amerikanischer, französischer oder pakistanischer Atompilz sein wird, kann uns bei der Hitze von mehreren Millionen Grad völlig egal sein.

Übrigens, wenn die Erste Welt die Dritte bisher nur als Ansammlung potentiell konsumierender und auszubeutender Ameisen sah, dann sollte man sich gegenwärtigen, daß eine Milliarde Ameisen zusammen das respektable Gewicht von etwa drei Tonnen auf die Waage bringen. Wem das auf die Füße fällt.

Deutsche Geisel im Zweistromland

Don Miquel Barbagrigia

Ende November 2005 wird im Irak eine Archäologin deutscher Herkunft entführt. Ein elendes Verbrechergesindel will damit die Forderung erpressen, die Bundesrepublik solle sich aus ihrem Engagement zum Wiederaufbau des geschundenen Landes zurückziehen. Widrigenfalls wolle man die Frau und ihren Fahrer umbringen.

Diese Praxis, so fatal und barbarisch sie auch ist, stellt nichts Neues dar. Neu ist lediglich, daß eine Geisel nunmehr einen deutschen Paß ihr eigen nennt. Und jetzt heult die Boulevardpresse auf: „Betet für sie!“, so hämmerte es uns vor wenigen Tagen von den Zeitungständern der Kioske entgegen.

Das entsprechende Fernsehen überschlug sich und rückte gar der ohnehin schon schwer geplagten Mutter auf den Leib. Und da wird es wirklich unappetitlich.

Wir haben Verständnis, daß die auf Kommerz und Verkauf gedrillten Vertreter unserer Zunft sehen müssen, wo sie bleiben. Aber es gibt Grenzen.

Es sieht so aus, als verdienten diese Schmierjournalen ihr Geld nur noch im Spannungsfeld zwischen dem Elend der Betroffenen einerseits und der niedrigen Sensationsgier und Schlüssellochguckerei auf der anderen Seite.

Und was heißt überhaupt: „eine Deutsche“? Was soll das Getute in das nationale Horn? Ist es weniger tragisch, wenn Kuweitis, Amerikaner, Italiener, Engländer entführt werden? Hat uns das weniger zu berühren? Hier geht es um Menschenschicksale, nicht um das Schicksal eines Franzosen, Spaniers oder einer Deutschen!

Nein, die Schmierfinken reiten eine andere Schindmähre. Oder sollten wir gleich sagen: eine Chimäre? Hier geht es um einen verlogenen Schulterschuß, hier geht es um die Beschwörung eines Phantoms: „Deutsche – wir sind doch eine Familie!“ – so lautet die Botschaft. Und: „Die durchgeknallten Wüstenbarbaren entführen unsere Frauen!“ Das schafft Kollektivgeist. Für Minuten ist vergessen, daß erst in jüngster Vergangenheit überforderte deutsche Jugendämter deutschen Familien mit staatlich sanktionierten Kindesentführungen lebenslange Traumata beibrachten, (man gedenke des Wormser Prozesses), vergessen, daß deutsche Ausbeuter und Wirtschaftskriminelle deutschen Arbeitern so tief in die Tasche fassen, daß Millionen nicht mehr wissen, wie es morgen weiter geht. Ein Feind von außen – ein Traum für alle, die gern von den heimatlichen Konflikten ablenken möchten.

Die Archäologin aus Süddeutschland lebt seit langem in Mesopotamien. Sie kennt Land und Leute und die Verhältnisse dieses Landes zwischen Euphrat und Tigris wahrscheinlich besser, als die deutsche Botschaft in Bagdad.

Arabisch spricht sie dem Vernehmen nach perfekt. So ist davon auszugehen, daß sie die Drohungen verstanden hat, die ihr von Seiten dieser Verbrecher immer wieder mal übermittelt wurden.

Daß sie dennoch vor Ort blieb und den Gebeutelten half, wie sie immer nur konnte, das ehrt sie im höchsten Maße. Das macht sie zu einer wahren Soldatin. Doch selbst, wenn sie sich dieser Verdienste nicht rühmen könnte, so bliebe doch ihre persönliche Integrität völlig unangetastet. Die dennoch Hand an sie legten, sind gemeine Strolche und Lumpen, die man mit allen Mitteln zur Strecke bringen soll. Eine solche Entführung ist durch nichts zu entschuldigend.

Doch jetzt kommt der Punkt, an dem wir einhaken: Die primitive Logik der Gangster lautet: Willst du etwas von einem bestimmten Land erpressen, so kidnappe einen Menschen, der den entsprechenden Paß in der Tasche trägt. Die Schuld der deutschen Boulevardpresse besteht ganz eindeutig nun darin, daß sie genau auf diesen Zug aufspringt, eine von den Banditen gewünschte Stimmung anheizt und eben diese nationalen Ressentiments, die im Alltag sonst kein Aas interessieren, aus der verschwurbelten Nebelecke der Geschichtskammer hervorwühlen. Damit erzeugt sie einen völlig unnötigen Druck. Würde man in Entführerkreisen nämlich zur Kenntnis nehmen müssen, daß der Appell an nationale Interessen im Wüstensand versickert und das Gesindel lediglich als gewöhnliche Verbrecher, die sie ja zweifelsohne sind, gejagt und verfolgt wird – man würde recht bald die Finger von weiteren kriminellen Akten dieser Art lassen.

Worauf läuft das Ganze hinaus? Wollen wir mal spekulieren, wie könnte ein günstiges Szenario wohl aussehen: Sobald das öffentliche Interesse an diesem Fall in der Bundesrepublik wieder etwas nachgelassen hat, werden auf sich im Hintergrund öffnenden Geheimkanälen einige Millionen Euro aus einem steuerfinanzierten Sonderfonds der Bundesregierung in die Taschen der irakischen Räuberhauptleute fließen, die sodann die Archäologin in die Heimat entlassen. Beim Empfang der schwer mitgenommenen Frau gibt's noch mal einen gewaltigen Medienrummel – die Yellow Press kassiert ein weiteres Mal kräftig ab. Dann wird ein vergleichsweise mäßiges Honorarangebot für die Exklusivrechte an der Story offeriert, an der man sich ein drittes Mal schamlos bereichert. Der doofe Michel zahlt wie immer alles: Steuern für den Sonderfond, Zeitungsgeld, Fernsehgebühren usw. usw.

Herr von Klaeden – man erinnere sich an den smarten Untersuchungsführer aus dem Visa-Ausschuß um den Fischer/Vollmer-Erlaß – wird tönend verkünden, daß man den Forderungen der Entführer nicht nachgegeben hat und politische Punkte sammeln. Dabei hätte er nicht einmal gelogen – denn wäre es im Ernst vorstellbar, daß die deutsche Geschäftswelt sich aus lukrativen Gewinnchancen zurückzieht, nur um einer humanistisch engagierten Archäologin den Kragen zu retten? Sehen Sie, da müssen auch Sie lächeln: wie absurd, dieser Gedanke!

Im schlimmsten Falle ist die Frau tot. Wie es aber auch immer kommen mag: in einem Jahr spricht kein Mensch mehr über sie, kennt kaum noch jemand ihren Namen. Sie wird so oder so zu einem dreckigen Tagesgeschäft degradiert, nicht minder dreckig, als das ihrer Entführer.

Das glauben Sie nicht? Dann sagen Sie mal aus dem Stegreif, wer Christina Nytsch und Ulrike Everts waren! Ich gebe Ihnen noch ein Tip: die eine mit der Ponykutsche unterwegs und die andere auf dem Weg vom Schwimmbad von einem Dämon namens Ronny Rieken bestialisch vergewaltigt und ermordet. Und – wer spricht heute noch davon? Was hat sich nach dem sinnlosen Tod des armen Mädels geändert in der politischen Landschaft Deutschlands – denn: auch Christina war eine „Deutsche“! Als ob das eine

gottverdammte Rolle spielte! Das Mädchen wurde ein Opfer selbstsüchtiger und brutalster Gewalt. Punkt! Und zwar nicht im fernen Irak – nein hier, bei „uns“, mitten in der guten Stube. Und wie viele Kinder mußten seither denselben schweren Weg beschreiten! Hier kann sich die nationale Presse austoben, hier kann sie die „Volksgemeinschaft“ mobilisieren im Kampf gegen jenes Ungeziefer.

Den Fall der erwachsenen, entführten Archäologin aber soll man lösen, wie das gewöhnlich in solchen Fällen geschieht. Man soll zusehen, wie man ihr Leben erhalten kann – und da ist das primitive Pressegetöse absolut unangebracht. Dort kann Michel nicht viel ausrichten – wenn überhaupt können das seine Diplomaten. Aber hier, hier zuhause, da gäbe es fürwahr eine Menge zu tun! Für jeden einzelnen von „uns“!

Die dreizehnte Frage

Michael L. Hübner

Das Brandenburger Wochenblatt BRAWO veröffentlicht an jedem Mittwoch eine Rubrik „Fragen am Mittwoch“. Mit 25 Fragen, die jeweils einer anderen Persönlichkeit des Brandenburger Lebens vorgelegt werden, soll ein Streiflicht auf die interviewte Person geworfen werden, das diese dem Leser näherbringen, sie gleichsam vorstellen soll. Die dreizehnte Frage lautet: „Mit welchem Tier würden Sie den Menschen vergleichen, den Sie am wenigsten leiden können“.

Als der Herr Gastwirt und Vorsitzende des Fremdenverkehrsvereins Westhavelland, Klaus Laszowski, am Mittwoch, dem 23. November 2005 die Antwort „Ratte“ gab, fand ich es an der Zeit, den Kollegen von der BRAWO folgendermaßen zu antworten.

Sehr geehrte Damen und Herrn!

Ich muß mich aufrichtig bei Ihnen entschuldigen. Lange Zeit war ich dem fatalen Fehlschluß erlegen, daß es sich bei der unsere schuldlose Mitkreatur so unverdient kränkenden und diffamierenden Frage: „Mit welchem Tier würden Sie den Menschen vergleichen, den Sie am wenigsten leiden können?“ um eine Fragestellung von ausgesuchter Dummheit und Primitivität handele.

Die Wahrheit ist: Der Dummkopf war ich!

Schamvoll gestehe ich mein langwährendes Unvermögen, die sublimen Genialität zu begreifen, die gerade dieser Frage innewohnt.

Dabei hätte mich schon ihre zentrale Positionierung auf ihren wahren Stellenwert verweisen müssen! Denn sie ist die Kernfrage schlechthin!

Auf jede andere Frage kann Ihr jeweiliger Gesprächspartner mit seichten Allgemeinposten und gähnenden Banalitäten antworten, sich selbst zu einem wertvollen und liebenswerten Mitglied der Gesellschaft schönreden. Die 24 begleitenden Fragen sagen gar nichts über sein Wesen aus. Sie sind bloße Seitenfüller – sonst nichts.

Aber diese eine, die Dreizehnte! Hier betritt der Scharfrichter den Plan – eiskalt und unbarmherzig! Hier muß Farbe bekannt werden, hier schauen wir den Leuten direkt in die Seele! Die wirklich Guten erkennt man immer

wieder daran, wie sie schon der Frage an sich eine glasharte Absage erteilen. Der Rest fällt kopfüber in die Grube: Plumps – weg isser!

Ich habe selten erlebt, wie man mit einem einzigen Hieb eines verbalen Dreschflegels so sauber die Spreu vom Weizen zu trennen vermag.

Wer immer sich aus Ihrem Redaktionskollegium um diese Frage verdient gemacht hat, verdoppeln Sie ihr / sein Gehalt! Sie oder er ist es in jedem Falle wert.

Übrigens: Legten Sie mir diese Frage vor, ich würde grinsend antworten: Mit dem Nackten Affen (Homo „sapiens“).

P.S.

Meine Rattendame Prinzessin läßt Herrn Laszkowski herzlichst grüßen und ihm ihre aufrichtige Anteilnahme übermitteln. Auch wenn es mir nicht gelang, ihr den Begriff „Armutzeugnis“ zu übersetzen, daß es weh tun muß, versteht sie. Sie ist eben ein mitfühlendes Geschöpf!

Die Naturkirche und der tote Spatz vom „Domino-Day“

S. M. Druckepennig

Jeden Tag überfahre ich mindestens viermal auf dem Weg in die Hauptstadt mit der Reichsbahn – oder wie sie sich jetzt auch immer nennen mag – den märkischen Strom, die bezaubernde Havel.

Bei dem Städtchen Werder trennt die Eisenbahnbrücke den Großen Zernsee, der von der schlängelnden Havel durchflossen wird, von deren südlichem Arm, welcher sich soeben dem Schwielowsee entwunden hat.

Im Norden also hat man den Blick auf einen der schönsten mir bekannten Seen, der sich mit einem stündlich wechselnden Gesichte dem Betrachter öffnet wie ein Tulpenkelch, im Süden sieht man Werder, die Inselstadt, mit der neugotischen, doppeltürmigen Kirche.

Als ich nun neulich aus dem Fenster der Redaktion des Landboten sah – vor mir die beiden gegen den Himmel strebenden, gleichgroßen Dreiecke des Turmdaches der Plauer Kirche und der rechts neben ihr stehenden Tanne, da kam mir der Gedanke! Irgend etwas war mir schon immer unterbewußt aufgefallen, wenn der Zug über die Eisenbahnbrücke glitt und ich auf den Großen Zernsee hinaussah – ich kam nur nicht darauf, was es gewesen sein mochte.

Jetzt aber hatte ich's!

Wenn man aus dem Zugabteil, von der Eisenbahnbrücke nach Süden blickt, dann sieht man – wie schon erwähnt – die Doppeltürme der Kirche zu Werder. Denkt man sich aber die Brücke als Spiegelachse, und sieht man durch sie hindurch nach Nordwesten, so wird man eines Phänomens gewahr: Da hat sich doch die Natur ein Pendant zum steinernen Gotteshaus geschaffen! Da richten sich am Ufer des Großen Zernsees nebeneinander zwei mächtige Pappeln auf. Damit die Botschaft verstanden werde, lassen sie sich im Osten von einem großen Laubbaum begleiten, der das Äquivalent zum Kirchenschiff gibt. Eine mächtige Kuppel wölbt dieses „Gotteshaus“,

das sich die von den christlichen Missionaren vertriebenen Götter der Mark an einer Stelle errichtet haben, die noch nicht zersiedelt wurde.

Welch eine Symbolik!

Bonifatius, der Fanatiker, setzte seine Axt an die Irminsul und fällte sie vor den Augen derer, die ihre Götter in jedem Strauch, in jedem Baum, in jedem Tier suchten und fanden. Diese Naturgötter wurden von Bonifaz und seinen Spießgesellen als Götzen denunziert.

Man sollt nur zu dem Einen beten! Die Folge war, daß die Menschen wirklich den hanebüchernen Blödsinn glaubten, dieser Gott hätte die Welt nur geschaffen, damit sie den Kindern Adams und Evas dienstbar sei! In diesem Moment verloren sie den Bezug, den Respekt und die Achtung zu der sie nährenden Natur und nur einen Augenblick später den Bezug zu sich selbst. Der Verfall der christlichen Zivilisation begann, ehe sie sich überhaupt etabliert hatte.

Was daraus geworden ist?

Unter anderem der „Domino-Day“! Während Abermilliarden Menschen auf dieser Welt nicht wissen, wie sie den Tag überstehen sollen, haben andere auf Kosten dieser armen Teufel offensichtlich Zeit und Geld im Überfluß. Und damit sie diese Ressourcen möglichst sinnentleert vergeuden, bauen manche von ihnen viele Millionen Dominosteine zusammen, die sich, einmal angestoßen, alle miteinander umschubsen sollen. Tun die Steinchen das, fallen sich die Leute in die Arme und heulen vor Freude. Bleiben sie hingegen stehen, fallen sich die Leute in die Arme und heulen vor Elend. Es ist dann, als wüßten SIE nicht, wie sie sich und ihre Kinder über den morgigen Tag bringen sollen.

Nun hat es sich begeben, daß sich ein kleiner Spatz in die riesige Halle verirrt hat, in der man mit dem Aufbau der gigantischen Domino-Konstruktion befaßt war. Bei einer der vorigen Arrangements war sogar ein künstlicher Vogel an einer Leine durch den Saal geschwebt, und hatte an einem entfernten Punkt eine erneute Kettenreaktion in Gang gebracht. Alles jubelte verzückt!

Diesmal aber war es das Leben, was in die Kunstwelt einbrach. Das Leben in Gestalt eines kleinen Spatzes. Aber was hat das Leben in Kunstwelten verloren?!

Das durfte nicht sein! Der kleine Vogel brachte ja mit seinem Geflatter die „Arbeit“ der vergangenen Wochen und Monate in „Gefahr“! Es hätte ja mit einem Mal alles einstürzen können.

„Ob das nicht Sinn und Zweck der Sache ist“, fragen Sie? Natürlich ist es das!

Aber es muß dann geschehen, wenn der Nackte Affe das will! Wenn er zufrieden ist mit dem Spielchen, was er sich da ausgeheckt hat. Es muß zu einem kontrollierten Zeitpunkt passieren, dann, wenn Millionen anderer Nackter Affen zusehen und sich an den bunten Bildchen ergötzen. Verstehen Sie: Kontrolle ist das Zauberwort!

Dinge, die sich der Kontrolle von Kunstwelten entziehen oder ihr gar zuwider handeln, wie das Leben in Gestalt eines kleinen Vogels, müssen bekämpft werden.

Man versuchte den Störenfried einzufangen um ihn aus der Kunstwelt zu verbannen. Das mißlang. Also wurde der kleine Spatz getötet. Punkt!

Die Märchen Hans-Christian Andersens werden wohl in Vergessenheit geraten sein. Zumindest scheint niemand mehr eine Moral aus der Geschichte „Die Nachtigall“ zu ziehen.

Das Leben in Gestalt eines kleinen Spatzen wurde eliminiert, weil es in einer verspinnerten und völlig redundanten Kunst- und Parallelwelt störte. Ich bin überzeugt, das Leben hat sich diese Lektion gemerkt. Wir wollen sehen, wer am Ende wen aus seiner Welt herauskatapultiert. Die Zeitschrift „Welt der Wunder“ (1/05, S.65ff.) hat da jüngst einen sehr anschaulichen Beitrag geliefert, als es die Veränderung und Rückeroberung der Landschaft durch die Natur nach dem Aussterben der Menschheit bebildert darstellte.

In dem sehr beachtlichen amerikanischen Film „Der Mann, der aus dem Eisen kam“, wurde ein eiszeitlicher Jäger mit der modernen Zivilisation konfrontiert. Der Jäger faßte den Vogel als Götterboten auf. „KITA“ nannte er ihn. Das ist mir noch erinnerlich.

Für die modernen Forscher hingegen war das Tier nur noch ein Gegenstand bestenfalls ornithologischen Interesses.

Am Ufer der Großen Zernsees haben sich die alten Götter eine Gegenkirche erbaut, geschaffen aus den unerreichten Strukturen des geordneten Chaos' und der chaotischen Ordnung. Um Dimensionen perfekter als die steinerne Kirche auf der anderen Seite des Spiegels, um Dimensionen perfekter als das alberne Dominosteichen-Kunstgebilde. Heimat ist dieser natürliche Tempel vielen kleinen „Götterboten“.

Lassen wir uns überraschen, welches Gotteshaus die Zeiten überdauern wird.

Ich fürchte nur, eine echte Überraschung wird es nur denen sein, deren Seelen vor Wohlstand und Langeweile und billiger Vergnügungssucht so erblindet sind, wie uralte Spiegel an der Wand!

Aber was ist mit den Antisemiten? Was ist mit den Nazis? Ist der Verfolgungsdruck an dieser Stelle geringer? Sechs Millionen vergaste und ermordete Juden, der fürchterlichste Krieg aller Zeiten – zählt das weniger als sexuell mißbrauchte und geschändete Kinder?

Wieder einer davongekommen. Wieder eine Bestätigung, daß Justitias Zähne stumpf werden, wenn es darum geht, die Verbrecher in braun kräftig zu beißen. Der Polizei ist kaum ein Vorwurf zu machen. Sie war fleißig und engagiert. Ihre Möglichkeiten aber sind begrenzt. In jeder Beziehung hinken sie den Tätern hinterher. Technik, Ausbildung...

Das Entscheidende aber ist: die auf der Seite der Gegner dieses Staates sind Überzeugungstäter, die das, was sie tun, ohne Gehalt und Pensionsansparungen betreiben. Kein etablierter Apparat, kein Dschungel von Rechtsvorschriften lähmt diese Leute. Sie hängen nicht um 16:00 Uhr den Arbeitskittel an den Nagel. Die Eigendynamik der Apparate des Establishments lähmt und behindert sie nicht. Keine Behördenorganisationsstruktur legt ihnen Stolpersteine in den Weg. Das alles ist ein Vorteil dieser Leute.

Neulich wurde im Fernsehen eine Verfilmung des Buches „Vaterland“ von Herrn Robert Harris gezeigt. Wir anempfehlen unseren Strafverfolgungsbehörden Lektüre und Film. Gerade in Zeiten desolater wirtschaftlicher und politischer Verhältnisse ist die Gefahr von rechts wieder besonders groß. Triebtäter und Kinderschänder wird es immer wieder geben. Sie hart und unnachsichtig zu verfolgen, ist geboten. Aber sie werden nie einen Staat und eine Gesellschaft übernehmen um sie dem Untergange zuzuführen. Das gilt es zu begreifen.

Unsere Enttäuschung ist gewaltig und unser Vertrauen in die Suffizienz und Leistungsfähigkeit unserer Staats- und Gesellschaftsschützer schwer angeschlagen.

Die Staatsanwaltschaft Cottbus stellt ein Verfahren ein

B. St. Fjollfross

Am 17. November 2005 erhielt der Landbote Post aus Cottbus. Herr Staatsanwalt L. beschied uns amtlich, daß er das Ermittlungsverfahren gegen Unbekannt gemäß § 170 Absatz 2 eingestellt habe, daß wir mit unserer Anzeige vom 26. Juli 2005 angestrengt hatten.

Worum ging es? Wir bekamen eine E-Mail eklatant antisemitischen Inhalts und reichten sie an die Kriminalpolizei durch. Gleichzeitig gaben wir alle detaillierten Angaben weiter, die man dem Header einer solchen E-Mail entnehmen kann. Eigentlich sollte man denken, es sei ein Kinderspiel in einer so hoch technisierten Gesellschaft, eine E-Mail lückenlos zurückzufolgen. Doch weit gefehlt. Der Urheber dieser Hetzschrift war zwar eindeutig auszumachen. Irgendwie aber konnte man ihm oder seinen Distributoren nicht beikommen. Man brauchte den letzten Absender.

Wir verstehen's nicht. Kinderpornographie im Netz – da werden sie aktiv. Das ist ein Politikum! Hier kann man aufrumpfen, wenn man so einen Ring von ausgemachten Lumpen sprengt. Hier kommen Spezialisten zum Zuge. Und zum Erfolg.

Die Synagoge in der Großen Münzenstraße

meinem lieben Kollegen, Herrn Scholcher Moischele Druckepennig und seinem Volke, den Töchtern und Söhnen Davids gewidmet

HINWEIS: Auf entsprechende Nachfrage erklären wir nachdrücklich, daß der nachfolgende Text ausschließlich die Ansicht des Preußischen Landboten reflektiert. Er ist weder von der jüdischen Gemeinde der Stadt Brandenburg noch sonst einer jüdischen Organisation angeregt worden, noch haben Ideen aus dieser Richtung die Abfassung des Artikels in irgendeiner Richtung beeinflußt. Es ist ganz im Gegenteil davon auszugehen, daß unsere jüdischen Nachbarn gegenwartsbezogen ihre Situation konzilianter einschätzen, als wir dazu in der Lage sind. Die alleinige Verantwortung für den nachfolgenden Inhalt übernimmt der Schriftleiter des Preußischen Landboten.

B. St. Fjollfross

„Gerechtigkeit führt zum Leben, aber dem Bösen nachjagen führt zum Tode.“ So ist es den biblischen Sprüchen Salomos Kapitel 11 Vers 19 zu entnehmen. Das steht im Alten Testament, wenn Ihnen die Gliederung der christlichen Bibel noch so weit geläufig ist. Also der Teil, den die Juden und die Christen teilen.

Es ist der das Christentum, welches das Sinnbild von Kain und Abel an jedem einzelnen Tage seines Seins wiederholte, desavouierendste Teil seiner oft



Brandenburger Juden auf dem Weg in die Vernichtung (am Nikolaiplatz)

blutigen und mörderischen Geschichte, daß die, die sich aus unerfindlichen Gründen Christen nannten, den Juden über die Jahrhunderte hinweg mit fürchterlichen Pogromen, Demütigungen, und Terror begegneten. Christen, denen der Reb Joshua, (von ihnen Jesus Christus genannt) auf dem Berge gepredigt hatte, sie mögen ihre Feinde lieben und sollten gar die linke Backe hinhalten, wenn man ihnen rechts eine herunterhauen würde, mordeten, schändeten, beraubten ihre jüdischen Nachbarn und – legten mit diesem permanenten und völlig geistlosen Urhaß den Grundstein für die Schoah, den Holocaust, das schlimmste Verbrechen, das die Menschheit bis dahin kannte.

In der von den Nazis aus welchen Gründen auch immer so genannten „Reichskristallnacht“ legte sich reichsweit der Schatten des Verderbens schon auf die Täter. Zu neunzig Prozent feige Lumpen und Strolche, die ihrer Schulden beim jüdischen Krämer gerne billig ledig geworden wären, die ihrem Verbrechernaturrell einfach mal gerne und vor allem erlaubt freien Lauf ließen, die sich hinterher, als der Krieg vorbei war, an nichts mehr erinnern konnten, die steckten auch in Brandenburg an der Havel an jenem 9. November 1938 die Synagoge an und schlugen den jüdischen Geschäften die Fenster ein. Dr. Wilhelm Sievers, damaliger amtierender Oberbürgermeister, etablierte sich zum hundsgemeinen Brandstifter und Oberlumpen. Was für eine zweifelhafte Karriere für ein Brandenburger Stadtoberhaupt! Und gleichwohl auf die Bürgermeistersessel der beiden Städte Brandenburg schon einige traurige Gestalten gespült wurden, dieser Abschaum war das Nonplusultra eines Schandmals Brandenburger Stadtverwaltung. Die Herrn Karpzow und Rother werden sich im Grabe umgedreht haben.

Gleichwohl – wenn eine Stadtverwaltung Schulden macht, dann macht sie die für die Stadt. Und die Kommune mag ihre Oberhäupter abwählen oder nicht – die Schulden bleiben!

Wir wollen nicht behaupten, daß das deutsche Volk nicht bezahlt hätte für seine gräßlichen Verbrechen gegen die eigenen Mitmenschen. Die in endlosen Bombennächten zertrümmerten deutschen Städte waren ein Wink göttlicher Gerechtigkeit, ein Rachestrahle für Auschwitz, Majdanek, Sobibor und die ungezählten anderen Verbrechen Deutscher an den Juden und den anderen „Untermenschen“.

Jeder Leser des Landboten weiß um die Heimatliebe dieser Gazette. Jeder Leser weiß, wie sehr uns das Herz blutet im Angesicht unserer verstümmelten Städte, die sich sechzig Jahre nach Kriegsende noch nicht erholt haben.

Aber eine unter aktiver Mithilfe eines deutschen Oberbürgermeisters niedergebrannte Synagoge brüllt nach einem vergeltenden Bombenhagel. Nicht ungestraft darf ein solches Gaunerstück bleiben! Man kann mit Herrn Jonas über den „Gottesbegriff nach Auschwitz“ disputieren. Oder man kann auf die deutschen Trümmerlandschaften verweisen, auf das Elend der Vertriebenen, auf die Massenvergewaltigungen deutscher Frauen durch die Rote Armee. Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs ist nicht der Gott, der sich den viehischen Mord an Seinen schuldlosen Kindern, Seinem Volk gefallen ließe. Das merke sich ein jeder, der sich fernerhin in dumpfen antisemitischen Trieben zu suhlen gedenkt!

Trotz des fürchterlichen Blutzolls, den die Deutschen mit dem Verlust des letzten Krieges zu bezahlen hatten – ihre Schuld gegen ihre jüdischen Nachbarn ist nicht getilgt. Sie ist nicht zu tilgen bis zum Verlöschen der Menschheit.

Was von der Brandenburger Synagoge blieb, ist eine Giebelwand und eine Gedenktafel, deren Begriffsverwendung von der „Reichskristallnacht“ jedem Juden sauer aufstößt. Denn das ist ein Nazibegriff. „Ach, Kristall... kristallklare Nacht..., wie romantisch...“ Nein! Wie perfide muß man eigentlich sein, das entsetzlichste und reichsweit organisierte Pogrom an den Juden mit einem positiv belegten Wort wie „Kristall“ in Verbindung zu bringen?

Das Grundstück, das einst das Gotteshaus der Brandenburger Juden trug, ist Teil eines Schulhofes, auf dem nun Kinder lärmten und Bälle in die Dachrinne des jüdischen Gemeindehauses schießen.

Schluß damit! Die Stadt Brandenburg schuldet ihrer jüdischen Gemeinde eine Synagoge! Sie schuldet sie ihr, weil sie sie in den Tagen der geistlosen Finsternis planvoll und deliberiert abgebrannt hat. Das ist keine gnadenvolle Wiedergutmachung, die wir hier fordern – das ist eine aus dem Verursacherprinzip und dem juristischen Prinzip der Rechtsnachfolge resultierende Bringschuld!

Erhebt von jedem Brandenburger Kopf zehn Jahre lang eine jährliche Synagogalabgabe von € 5,- und stellt das Gebäude wieder auf, daß Sievers und seine kriminellen Spießgesellen abfackeln ließen! Im gleichen Atemzuge mag das Gemeindehaus der Juden renoviert werden.

Das ist das Mindeste, was die Stadt ihren gemordeten und geschändeten, beraubten und gequälten jüdischen Töchtern und Söhnen schuldet.

Und bis sie diese Schuld nicht beglichen hat, soll ein riesiger Aufsteller auf dem Bahnhofsvorplatz jedem Reisenden, jedem Ankommenden, jedem Abfahrenden das Bild weisen, das die unglücklichen Juden zeigt, wie sie auf dem Wege ins Warschauer Ghetto und in die Vernichtungslager über den Nicolaiplatz und durch die Große Gartenstraße zu ebenjenem Bahnhof getrieben wurden.

104 Mitglieder ist die jüdische Gemeinde zu Brandenburg stark. Aus den Weiten Rußlands sind sie wieder zu uns gekommen. Mehrheitlich keine reichen Leute. Sie können gerade mal zwei Euro im Monat in die Gemeindekasse geben. Wie soll man auf diese Weise eine Synagoge erbauen können, oder einen Rabbi bezahlen?

Es darf nicht sein, daß die Brandenburger Juden daran auch nur einen Gedanken verschwenden müssen – denn das, was ihnen durch Unrecht abgenommen wurde, ist ihnen mit Zins und Zinseszins zu erstatten.

Wer sich dieser Forderung verweigert, der stellt sich außerhalb jeder Rechtsstaatlichkeit und verleiht den Verbrechen der Nazis ein Kontinuum über den Tod der einstigen Henker hinaus.

Es ist nichts gewonnen, wenn man das Thema unter den Tisch kehrt, nur weil einhundertundvier Juden die Lobby und damit die entsprechenden Druckmittel fehlen. Das Kainsmal aber, der Schandfleck funktelt unter jedem noch so dicken Mantel der Ignoranz hervor.



Originalunterschrift des Bildes: „Marsch zum Reichsbahnhof durch die Große Gartenstraße“ Es sind dies die letzten Meter, welche die Brandenburger Juden in ihrer Heimatstadt zurücklegen.

Brandenburg, du hast deinen Juden genug Leid zugefügt. Die Zeit zum radikalen Umdenken mit greifbaren Konsequenzen ist gekommen – Handle! Jetzt!

Der Preußische Landbote wird die Synagoge in der Großen Münzenstraße seiner Rubrik „Verschwundene Schätze der Stadt Brandenburg“ zugesellen und gibt seiner Hoffnung Ausdruck, sie bald in eine Rubrik „Zurückgewonnene Schätze der Stadt Brandenburg“ überstellen zu dürfen.

Ermordete Schwestern und Brüder der jüdischen Gemeinde zu Brandenburg an der Havel!

Der Preußische Landbote spricht den Kaddisch für Eure Seelen.

Die verheerende Macht der Unsinnigen – zum Unwesen deutschen „Seelenexperten“

S. M. Druckepennig

In den zwölf dunkelsten Jahren der deutschen Geschichte kamen die nationalsozialistischen Wortschöpfer auf den nachdenklich stimmenden Begriff vom lebensunwerten Leben. Daß unter dieser Sprachregelung Juden, Zigeuner, „Bibelforscher“, Neger, Kommunisten, Sozialdemokraten, Menschen des Ostens – also alle „Nichtarier“ und Nichtnazis - versammelt wurden, versteht sich beinahe von selbst. Aber auch eine Gruppe deutscher Staatsangehöriger wurde in diesen Hexenkessel gestoßen: Sich auf Darwin und die knallharte Vorgaben der natürlichen Auslese berufend, lehnten es die Nazis ab, geistesschwache oder geisteskrankes „Volksgenossen“ weiterhin durchzufüttern. Die altgriechische Vokabel „Euthanasie“ auf das Übelste

mißbrauchend, begannen sie sich der wehrlosen Menschen in den Anstalten Hadamar, Pirna-Sonnenstein und Brandenburg-Görden zu entledigen.

Die Kollegen vom westdeutschen Rundfunk strahlten am 04. Januar 2006 einen Beitrag über ein Opfer des nationalsozialistischen Umgangs mit den seelisch Kranken aus. Herr Paul Brune wurde seinerzeit als asozial psychopathisch und debil eingestuft, was einem sicheren Todesurteil gleichkam. Seine Kindheit erlebte er in einer christlich geführten Anstalt, die als Vorhof zur Hölle zu betrachten ist. Sowohl der anstaltsleitende Pfarrer, als auch Ärzte und Nonnen waren durch die Bank Schwerverbrecher, Kindesmißhandler und Kinderschänder. Wenn der Begriff „lebensunwertes Leben“ keiner Rechtfertigung bedarf, dann im Hinblick auf dieses kriminelle Gesindel. Wir lehnen jeden respektierlichen Umgang mit diesen Ganoven ab, die sich im geweihten Mantel edelsten Christentums als willige Vollstrecker nationalsozialistischen Ungeistes andienten und damit ihren Messias ein zweites Mal ans Kreuz schlugen. Jammerndes Klagen aber wäre unangebracht, weil realitätsfremd: Viele Menschen stellen nun mal nur das Leben ihres Nächsten als unwert in Frage. Das eigene ist selbstredend immer ein höchst schützenswertes Gut.

Das Drama um Herrn Brune setzte sich nach dem Kriege beinahe nahtlos fort. Der westdeutsche Staat erwies sich von der Stunde Null an als komplett unfähig, mit den alten Verhältnissen aufzuräumen. Wie auch? Das größte Lumpenpack der deutschen Nation hatte es verstanden, sich um Front und Wehrdienst zu drücken und ließ im Felde die anderen für sich verrecken. Wen sollte man also nehmen, um die neue Gesellschaft aufzubauen? Die Alten natürlich, die Nazis, die Mitläufer, die Kujons! Es waren ja kaum andere da. Die „alten Kämpfer“ aber dachten nicht daran, ihre „Arbeit“, die sie während der Hitlerdiktatur geleistet hatten, in Zweifel zu ziehen. So blieb zunächst alles wie gehabt.

Herr Brune jedoch konnte seine Entlassung und die Aufhebung seiner Entmündigung durchsetzen, sein Recht auf Bildung durchsetzen, das Abitur ablegen und ein Germanistik- und Philosophiestudium beginnen. Auf ganz praktische Art und Weise führte er die Diagnose der verbrecherischen Mediziner ad absurdum.

Kurz vor den letzten Examina holte ihn das Pack von damals jedoch wieder ein. Beim Sozialamt um eine finanzielle Unterstützung für den Studienabschluß vorsprechend, wurde man auf seine Biographie und die in ihr enthaltene Diagnose aufmerksam, traute seinen Augen kaum und warf dem Studenten Betrug und Urkundenfälschung vor, als er seine Testate und Scheine vorlegte. Da die Diagnose der Verbrecher heilig war, konnte nicht sein, was nicht sein durfte und so verweigerte man Herrn B. die Fortsetzung seiner Studien. Erneut mußte er vor Gericht ziehen, ertritt auf zermürbende Weise Kleinerfolge, schloß ab – aber Lehrer, das durfte er denn doch nicht werden. Die Nazidiagnose hing ihm sein Leben lang an. Erst im Jahre 2003, als Herr Brune schon ein alter Mann war, ließ sich das Land Nordrhein-Westfalen herbei, sich bei dem Manne zu entschuldigen. Zu spät für ein Menschenleben!

Erschreckend an diesem Fall aber ist auch der deutliche Verweis auf die Abhängigkeiten, in die sich deutsche Richter und Behörden seit jeher in Bezug auf psychiatrische Gutachter begeben. Angefangen bei den unsäglichen Hexenprozessen, in denen sich die deutsche Justiz des Vieltausendfachen Mordes schuldig gemacht hat, geht das munter fort bis in unsere Tage. Damals waren es zugegebenermaßen mehrheitlich Theologen,

* „Lebensunwert“ Der Weg des Paul Brune; Ein Film von Monika Nolte & Robert Krieg

die ihren obskuren und ominösen Quark in die Verfahren hineinrührten. Die Kunde von den Seelenerkrankungen besetzte erst später den gleichen Thron. Wir wollen nicht ungerecht gegen die wenigen – der Terminologie des Landboten folgend und sich auf Horst Geyer berufend „Bartpsychiater“ genannten – Humanisten sein, deren Anliegen und Sorge ungeheuchelt der Linderung des Leidens seelisch erkrankter Menschen galt. Diese von wirklich edlem Geist durchdrungenen Männer sind jedoch seit jeher in der Minderzahl gewesen. Die Strolche, die sich eine Disziplin aussuchen, in der sie unter dem Schutz einer nahezu vollständigen Rechtsfreiheit nach Belieben wüten können, werden die Szene durchseuchen, solange die Gesellschaft nicht im wahrsten Sinne des Wortes zur Vernunft kommt und endlich strenge und nachvollziehbare Richtlinien ersinnt, an dem die seiernde und säuselnde Zunft zu messen ist, wie ein Architekt an seiner Brücke oder ein Chirurg an seiner Wundversorgung.

Die wahren Monstren sind nicht Frankenstein und seine Adepten. Es sind die Jekkylls und Hydes der Gegenwart, die oftmals den Beruf eines Psychiaters ergriffen, weil eigene Persönlichkeitsdefizite ihnen durch ihre gesamte Vita hindurch zusetzten. Unfähig, sich dieser Problematik am eigenen Leibe zu stellen, wählen diese Ungeheuer den Umweg über ihnen ausgelieferte, im fatalsten Falle ihnen von der deutschen Justiz zugetriebene Patienten, und richten diese zugrunde.

Solche Gutachter, die man nota bene unterscheide von echten, wissenschaftlich arbeitenden Sachverständigen, sind die Pest der modernen Gesellschaft. Hätte er um ihre künftige Existenz gehaut, Albrecht Dürer hätte sie in seine apokalyptischen Reiter mit aufnehmen müssen: Ein dümmlicher Kerl im langen, weißen Kittel auf einem fahlen Roß! Das hätte die Menschen wenigstens gewarnt.

Was aus dem tragischen Schicksal des Herrn Brune und seiner Abertausenden Leidensgenossen geschlußfolgert werden muß, ist die unbedingte Pflicht der Gesellschaft sich selbst gegenüber, diese entarteten und freidrehenden Gestalten an die sehr kurze Leine zu legen! Es muß ganz klar sein, daß sie im vollen Umfang für ihre Gutachten verantwortlich zu machen sind – mit Hab und Gut und Freiheit! Sie haben einem Triebtäter eine günstige Prognose gestellt, worauf dieser – kaum entlassen – das nächste Mädchen vergewaltigt und getötet hat? Unvermeidliche Anklage und Verurteilung wegen aktiver Beihilfe zum Mord! Sie haben einem Menschen wie Herrn Braune Leben und Zukunft gestohlen? Schadensersatzleistung bis zur Pfändung des gesamten Eigentums – ohne Pardon!

Das Gewäsch von der Unwägbarkeit und der Differenziertheit der menschlichen Seele ist unakzeptabel! Wer weiß, daß er sich in einem nicht zu definierenden und vollständig abstrakten Raum befindet, darf keine determinierenden Feststellungen treffen, die ganz praktische Auswirkungen auf das Leben der Menschen haben.

Wer unfähig ist, eigene Ambitionen und Emotionen von der professionellen Arbeit als Psychiater und Gutachter zu trennen, hat in diesem Beruf, in dem es um höchste Einsätze geht, nichts verloren! Übt der Betreffende – verlassen von jeder Objektivität und Selbstkritik – diese Profession weiterhin aus, dann sind ihm ähnlich harte Sanktionen in Aussicht zu stellen, wie einem betrunkenen Automobilisten!

Richter und Behörden, die diesen Gutachten nicht die nötige kritische Bewertung angedeihen lassen, sind nach gleichem Maßstab zu bewerten!

Es mag sein, daß wir in der Radikalität und Härte unserer Forderung über das Ziel hinausschießen. Aber genau das ist mitunter notwendig, um eine

Diskussion überhaupt erst zu initiieren und am Ende wenigstens einen Bruchteil der anfänglichen Forderungen umzusetzen.

Schicksale wie das Herrn Brunen werden sich immer wieder ereignen. Machen wir uns nichts vor. Es geht aber darum, sie mit aller Macht einzudämmen!

Die WASG und der Klagesang der Etablierten

Thoralf F. aus W. gewidmet

Michael L. Hübner

Ach, welch ein Jammer tönt seit Jüngstem durch die deutschen Gauen: Ein Untoter ist auferstanden – ein Stimmensauger, ein Wesen der Finsternis aus dem Lande jenseits des Borgo-Passes, dort, wo das Licht sich scheidet...

SED hieß das Böse früher. Irgendwann aber legte es sich in einen Sarg, ließ sich einschiffen und kam wie einst Nosferatu in der Zivilisation an. Von da an nannte es sich PDS und sammelte schon nach einer kurzen Periode der allgemeinen Abscheu erneut ein Heer der Verdrossenen um sich. Das fällt hierzulande nicht schwer – ist doch das Volk der Deutschen seit jenem tragischen Vater-Sohn-Konflikt zwischen dem Stupor Mundi und seinem Ältesten, dem Siebenten Heinrich aus dem Geschlecht der Hohenstaufen, ein äußerst perpendikuläres geworden. In historisch knappen Zeiträumen will der Michel entweder die ganze Welt umbringen um sie hernach zu beherrschen, oder er will alle Welt erlösen, erretten und befreien. Und das in stetem Wechsel.

Nun also die PDS! Da dümpelte sie im Westen über anderthalb Jahrzehnte noch hinter der Kampfvereinigung der deutschen Biertrinker und der Karnickelzüchtersparte Fortschritt04 e.V. dahin, während sie im Osten zu einer ernstzunehmenden Kraft erwuchs. Doch der Sprung in die Hirne und Herzen der westdeutschen Landsleute wollte und wollte nicht so recht gelingen. Wie aber lehrt uns der weise Indianer: Setz dich an die Biegung des Flusses und übe dich in Geduld. Und nach einer Weile wird die Leiche deines Feindes an dir vorüberstreifen...

Sie trieb. Die Zeit war mit den Ultra-Linken. Der jahrzehntelange Wohlstandsfilz, der den einstigen Wirtschaftsmotor Bundesrepublik zu einem trägen Koloß degenerieren ließ, bescherte dem Volk eine fürchterliche Ernte. Natürlich hatten die Etablierten mit ihrer elenden Schuldenmacherei sehenden Auges auf Kosten der künftigen Generation gemißwirtschaftet. Die demoskopischen Prognosen waren ihnen allen bekannt. Wenn der Staat heute in einer unentrinnbaren Schuldenfalle von zweieinhalb Billionen Euro sitzt, dann tragen CDU/CSU, FDP und SPD eindeutig die Schuld an dieser Misere.

Desgleichen haben sie auch die volle Verantwortung für die Wahlverdrossenheit und den Unmut des Volkes, das Funktionären dieser Parteien nichts, aber auch gar nichts mehr zutraut.

Das ist dann regelmäßig die Stunde der Radikalinskis! Ob die idiotischerweise verbotene KPD, ob die zu Recht verbotene NSDAP – sie profitieren. Der Rand lacht!

Aber was! Haben diese Leute ernstzunehmende Alternativen? Nein! Haben sie nicht, können sie nicht haben. Wenn es dem BDI gelang, den sozialdemokratischen Herrn Bundeskanzler zurückzupfeifen wie einen

ausgebüxten Hund, was wollen dann diese Idealisten? Die Macht ist alleweil dort, wo das Kapital steckt. Und das Kapital steckt dort, wo die Kapitalisten es haben wollen. Punktum. In einer globalisierten Ökonomie gibt es keine Rücksichten mehr auf nationale Grenzen. Entweder das Proletariat der Welt erkennt diesen Umstand und macht Ernst mit dem „Proletarier aller Länder – vereinigt Euch!“ – sehr unwahrscheinlich – oder aber das Kapital stellt sich auf ein längeres Nomadendasein ein und zieht ganz fix mal eben dort hin, wo die klimatischen Bedingungen für seine ungehemmte Vermehrung (sprich: für die Ausbeutung der Armen zu Ungunsten der Anderen) gerade günstig sind.

In Deutschland beginnen sie, rein von den Produktionskosten her gesehen, etwas ungünstiger zu werden. Scheinbar! Denn noch existiert hier eine prima Infrastruktur, die aber parallel zu dem weiteren Verfall der Staatsfinanzen über kurz oder lang ebenfalls devastieren wird.

Wie dem auch sei – die schon langweilige Abwanderungsdrohung der Industrie zieht bei den Leuten. Die Etablierten sind zu sehr mit ihren eigenen kleinlichen Querelen befaßt, um darauf adäquat reagieren zu können – also schaut sich der verunsicherte Michel nach etwas Neuem um. Er kann nicht begreifen, warum er sich auf einmal nicht mehr den Wanst unter der dominikanischen Sonne bräunen lassen und vom Cocktailneger ehrfürchtig Massa nennen lassen soll. Die Neuen sollen's richten. Nur, wer sind die Neuen? Die NSDAP und ihre Ableger? Igit, das hatten wir schon. Hat uns nichts als Ärger gebracht, nicht wahr! Haben unseren Guten Ruf in der Welt versaut und überhaupt: mit ihrem dumpfen Nationalismus passen diese kahlgeschorenen Hohlköpfe nicht mehr in unser paneuropäisch – multikulturelles Weltbild. Sollen sie zur Hölle fahren! Dort gehören sie hin.

Also die anderen. Hmm. SED? Gott bewahre! Die Mauerbauer. Sollen mal schön drüben bleiben, in den Löchern, aus denen sie einst krochen. Aber eine Linke, die sich einsetzt für die Belange der Entrechteten, der Armen, deren Masse täglich zunimmt – das wär schon 'was! Also die WASG, angeführt vom „Napoleon von der Saar“: Herrn Lafontaine! Mit dem könnte man schon mal...

Aber nicht im Osten, meine Damen und Herrn. Das Volksgedächtnis ist kurz, aber so kurz nun auch wieder nicht, daß man diesem Manne vergessen hätte, wie sehr er einst gegen die Wiedervereinigung zu Felde zog. Nichts zu machen! „Und wenn ihr die PDS drüben nicht wollt, dann seht doch zu, wo ihr mit eurer WASG (Wahlalternative Soziale Gerechtigkeit) hüben bleibt!“

Doch jetzt hat die neue Linke offenbar den Pragmatismus für sich entdeckt: der blitzgescheite Herr Kettenraucher Gysi und der Ministerpräsident a.D. Herr Lafontaine zusammen – na, das wär's doch mal!

Ja, auch wir glauben – das wär's doch mal! Keine Regierungsverantwortung! Um Himmels Willen. Das Chaos wäre vorprogrammiert. Aber den Etablierten so viel siedendheißes Feuer unterm Sessel machen, daß der Filz verdampft – dafür sind sie wirklich excellent geeignet!

Die CDU/CSU interessiert den Landboten nicht weiter. Unser Herz haben wir noch nicht dem Holländer-Michel verkauft. Aber die SPD, die gute, alte, senile Oma, die seit Herrn Ebert und den Halunken Scheidemann und Noske (drei Bekreuzigungen) die Arbeiter und deren Sache konsequent und über ein volles Jahrhundert hinweg verraten hat, wofür die Nazis sie in den Konzentrationslagern auf Heller und Pfennig ausbezahlten, die interessiert uns schon mehr. Diese SPD hat sich zum Lakaien des Monopolkapitals gemacht. Bar jeden Verhandlungsgeschickes hat sich diese SPD zum

Steigbügelhalter der wiederkehrenden Manchester-Kapitalisten degradieren lassen und führt sich seit ihrer dramatischen Popularitätseinbuße auf, wie ein kleiner Angestellter, der um seine Entlassung zittert. Sie ist eine wahre Bettelpartei geworden, die darum fleht, in kleinen Häppchen von den internationalen Geldhaien gefressen zu werden.

PDS-WASG, oder Neue Linke, oder wie ihr auch immer euch nennen wollt. Holt diese politischen Kleingärtner aus ihrer verfilzten Lethargie! Prügelt sie wach! Jagt sie zurück zu ihren einstigen Idealen, den Idealen ihres duellierenden und syphilitischen Vortänzers Lasalle! Und wenn sie den Schlagsand aus den Augen gerieben haben, dann geht konzertiert gegen das Ausbeutergesindel vor, das sich noch immer hochfahrend als „Arbeitgeber“ bezeichnet. Das sind sie nicht. Sie sind Lebensstehler. Sie müssen sein, sie müssen existieren – ohne sie geht es nicht, ohne sie funktioniert keine Wirtschaft auf Dauer. Aber sie müssen an die Kette. Bei Fuß auf Kommando! Das ist der große Dienst, den ihr – und nur ihr – dem Vaterland zu leisten vermögt.

Gott und der Preußische Landbote sind mit Euch. Kämpft!

Ein Mann und sein Gotteshaus

Für Señor Justo Gallego

S. M. Druckepennig

„Eines richtigen Mannes Wille kann Berge versetzen!“ Lange Zeit hielt „Eich das für eine überdroschene Phrase. Der alte Mann von Mejordada del Campo, einem Dorf bei Madrid, aber machte mich schweigen. Eine Kathedrale wollte er bauen zum höheren Lobe Gottes und zum Dank für die Genesung von einer in seiner Jugend durchlittenen, schweren Krankheit. Er allein.

Wir kennen die Geschichte um den Heiligen Franz, der seinem Gotte auf irgendeinem Acker ein Kapellchen baute – aber eine Kathedrale? Der Ausdruck ist sicherlich unglücklich gewählt. Eine Kathedrale ist eine Kirche, an der ex cathedra Theologie gelehrt wird. Dennoch fand das Volk intuitiv zu dieser Bezeichnung. Denn Lehrkirchen sind in aller Regel gewaltige Dome, Bischofssitze, nicht irgendwelche Dorfgotteshäuser.

Die Dimensionen des Gallego'schen Baus aber sind einer Großkirche durchaus würdig. 50m lang, 20m breit und bis zum Kuppelzenit 35m hoch!

Wir wissen, daß selbst schwerreiche, mittelalterliche Kommunen an ihren zentralen Kirchen oft Jahrzehnte bauten. Die Handwerker der Dombauhütten waren hoch spezialisierte Fachkräfte mit Dutzenden Helfershelfern. Erfahrene Architekten planten und organisierten den Bau.

Herr Gallego aber macht alles selbst. Mit beinahe nichts als dem Grundstück seiner Eltern, ohne jegliches Vorwissen – nur beseelt von seiner Frömmigkeit und seinem festen Wunsch, dieses Gotteshaus zu errichten.

Was im Laufe seines Lebens daraus wurde, ist fürwahr gigantisch. Sechs Tage in der Woche malocht der Mann hart und unerbittlich gegen sich selbst. Eine geringe Rente hält ihn am Leben. Er wohnt bescheiden bei seiner Schwester im Dorf.

Wenn Sie nun fragen, woher er seine Baumaterialien bezog... Es sind größtenteils Abfälle von anderen Baustellen, die er sich nehmen durfte. Ein

Wellblechdach wurde ihm einmal von einer Baufirma gesponsert. Coca-Cola hat ihm vierzig Tausend Euro für einen Werbespot gezeigt, an dem er partizipierte.

Jahrelang hat man diesen schlichten Menschen verhöhnt, verlacht, für einen Spinner Gottes gehalten. Und auch ich, der ich für alles andere als einen orthodoxen Christen gelte, erschließt sich der Bau eines solchen Gotteshauses erst auf den zweiten Blick.

Dann aber tritt der Sinn dieses Werkes deutlich zu Tage: In den Wänden, Gewölben, Fenstergaden, unter der Kuppel, im Schiff und der Krypta steckt die alte, die fromme Idee, wirklich zum höheren Lobe Gottes zu bauen. Die Selbstdarstellung der mittelalterlichen Bauherren findet keinen Platz in diesem imposanten Gebäude. Entscheidender noch ist der Beweis Herrn Gallegos, wozu selbst ein einzelner, wahrhaft im Bilde Gottes geschaffener Mensch in der Lage ist, wenn er seinem Leben eine Richtung verleiht. Sicher, ein solcher Weg steht nicht jedem offen. Es können nicht alle Menschen plötzlich den Flitz bekommen, und jeder für sich ein Gotteshaus errichten. Zumindest nicht außerhalb des eigenen Herzens. Das ist aber auch nicht der Sinn der Sache. Herrn Gallegos Werk ist eher als ein gewaltiges Symbol aufzufassen. Eines, das in seiner schieren Größe den Spötter und den Zweifler verstummen läßt. Wenn es auch keinem einzigen Obdachlosen ein wärmendes Dach über dem Kopfe gewährt, wenn in ihm auch nicht die Strukturformel eines Universalmittels gegen Krebs oder Diabetes enthalten ist, so zeigt es doch sehr deutlich, welche Dimensionen ein Werk anzunehmen vermag, wenn sich der Mensch nur mit Ausdauer und Beharrlichkeit seiner Umsetzung widmet. Insofern ist Herrn Gallegos Werk als ein Leuchtfeuer anzusehen, das, wenn es denn auch nur einen einzigen Menschen zur inneren Einkehr inspiriert, nicht umsonst geschaffen wurde.

Seinem Umfang nach und in Bezug auf die Geschichte seiner Entstehung, sollte man Herrn Gallegos Gotteshaus den Weltwundern hinzuzählen. Denn die Chinesische Große Mauer oder die Pyramiden sind nichts anderes, als das Werk dieses alten Spaniers zur Potenz vieler Menschen, die nicht anders dachten und handelten als er. Dabei aber sind die zitierten Monumente nur die augenscheinlichsten und bekanntesten Repräsentanten menschlichen Gestaltungswillens. Die vielen überragenden Leistungen auf geistigem und logistischem Gebiet, denen eine ähnlich überragende Anstrengung zugrunde liegt, seien diesem Canon zugeordnet.

Die Kirche Herrn Gallegos ist die Stein gewordene Frage Gottes an die „Krone“ seiner Schöpfung: „Was machst du aus dem einzigen, unwiederbringlichen und nur dir zugemessenen Leben, was ich, der Herr, dir lieh?“

Dies erkennend wirkt es mehr als befremdlich, daß sich die offizielle spanische Kirche in Bezug auf Herrn Gallegos Wunderbau sehr zurück hält. Dem Bischof von Madrid ist keine Stellungnahme zu entlocken. Nota bene! Hier macht ein potentieller Heiliger (sein Leben und sein Werk erfüllen wohl zweifelsohne und bar jeder Diskussion die Anforderung eines christlich zu nennenden Wunders) die reinste, die unverfälschteste, die aufrichtigste Reklame für die Idee, die Ecclesia zugrunde liegt. Hier wird der zunehmenden Profanisierung und Verödung der abendländischen Wertelandschaft ein Fanal entgegengesetzt. Und die alleinseligmachende Mutter Kirche schweigt? Ist sie denn von allen guten Geistern verlassen?

Der Heilige Vater täte ein wahrhaft gottgefälliges Werk, wenn er seinem braven Sohne Justo Gallego den Rücken stärken würde. Dessen einzige Sorge nämlich besteht darin, was aus seiner Kirche wird, wenn sein Gott ihn aus diesem Leben abberuft.

Kapituliert die mächtige und noch immer schwerreiche Institution Kirche vor der Bürokratie Madrids? Der Gedanke allein erscheint lächerlich. Auch die Mittel, den statisch und architektonisch nicht eben *lege artis*, nichtsdestotrotz grundsoliden Bau den Erfordernissen anzupassen, dürften der Heiligen Mutter Kirche zur Verfügung stehen. Wenn sie dieses Zeichen ungenutzt an sich vorüberziehen läßt, dann ist ihr wahrhaft nicht mehr zu helfen.

Das Bauwerk Herrn Gallegos hat das Zeug zu einer echten Wallfahrtskirche. Keine Erscheinung eines oder mehrerer hysterischen Mädchen, kein Hostienwunder, dem mit einigem Hokus Pokus auf die Sprünge geholfen wurde, war hier vonnöten. Dieses Wunder ist echt – bis in die Grundmauern hinein echt!

Es ist so echt, wie Herr Gallego selbst, wie seine tiefste Demut und Liebe zu seinem Gotte. Er, der weder ausgebildeter Architekt oder gar Priester ist, er baut und predigt mit seinem Werk gleichsam der ganzen Christenheit. Er, der einfache Christ Justo Gallego. Der alte, einsame Mann kündet mit seinen verwitterten und doch so schaffensreichen Händen von der wahren Größe seines Gottes. Ohne seinen Brüdern und Schwestern in Christo einen Ablaßpfennig abzugaunern. Rom, wach auf! Wach auf! Wach auf!

Kein Ritus, kein Sakrament kann ersetzen, was dieser Eine leistet. Denn hier offenbart sich das Evangelium in einer hingebungsvollen und bedingungslosen Nachfolge Christi. Kein Lippen-, sondern ein Herzensbekenntnis.

Ich glaube nicht, daß der Weltenschöpfer eines von Menschenhand erbauten Hauses bedarf, um darin seine Wohnung zu nehmen. Wenn Er es aber tut, dann wird es die Kirche Justo Gallegos sein. Wir müßten Ihn denn schlecht verstanden haben.

Ein neuer Radweg

Zur Fertigstellung des neuen asphaltierten Radweges zwischen der Brandenburger Malge und dem Dorfe Kirchmöser

Jules-Francois Savinien Lemarcou

Viel Prügel mußte die Stadt Brandenburg an der Havel schon vom Preußischen Landboten einstecken. Aber man sei gewiß: der Landbote liebt seine Stadt innig! Sie wäre ihm sonst völlig egal und keiner Notiz wert.

Dieses Mal aber soll ihr ein Loblied gesungen werden. Wir sind in der glücklichen Lage, über ein fertiggestelltes Projekt zu berichten, dessen Gelder uns höchst sinnvoll und vernünftig angewandt scheinen.

Es war bislang ein Kreuz, mit dem Drahtesel von Kirchmöser nach Brandenburg zu gelangen. Wo Kirchmöser liegt? Eine Eisenbahnstation vor Brandenburg an der Havel, wenn man aus der Richtung Magdeburg kommt. Das Dorf schmiegt sich idyllisch in das Südwestufer der großen Seen, in welchen die Havel ihre Wendung nach Nordwesten vollzieht. Es ist eine reizende Gegend – zum Schönsten zählend, was die märkische Landschaft zu bieten hat. Doch wie gesagt, der Velozipedit führte ein gefährliches Leben. Es gab einen Teerweg zwischen den Dörfern Kirchmöser und Mahlenzien und der Stadt Brandenburg. Ein Teil davon zählte zur mittelalterlichen „Autobahn A2“ von Magdeburg über Ziesar (Zicken-Tirol), Brandenburg, Spandau, Posen nach Kiew. Der Landbote erwähnte diese Trasse bereits bei verschiedenen Gelegenheiten. Eng ist sie und unübersichtlich. Hirnschellige

Kraftfahrer befahren diese Strecke nicht selten mit dem dreifachen der erlaubten Höchstgeschwindigkeit von 30km/h. Die Polizei ist unfähig, diesem Wahnsinn Einhalt zu gebieten. Und so gestalteten sich Fahrradfahrten durch jenes große Waldgebiet zu einem unkalkulierbaren Risiko.

Es gab noch zwei Alternativen. Bog man mit dem Drahtesel hinter der Buckaubrücke, die bei uns Landboten nach unserer Prinzessin nur „Rattchens Brücke“ genannt wird, nach Nordwesten ab, so kam man über mehr oder weniger unbefestigte Waldwege die Flur des aufgelassenen Dorfes Derrenthin kreuzend, zumindest vom Kraftverkehr unbehelligt am Ziele an. Die sicherste Route aber führte nördlich der Geleise der Bahnstrecke Berlin – Magdeburg, die in dieser Region den Breitling und Möerschen See südlich umfährt. Dieser Weg jedoch hatte es in sich. Komplette unbefestigt war er teilweise so schmal, daß sich begegnende Radfahrer oder Fußgänger schon mal aneinander vorbei in die Büsche drücken mußten.

Für eine Region, deren touristisches Potential so profitabel wie ein Erdölfeld ist, war das ein kurioser, nahezu unwirklicher Zustand. Man fuhr, doch man fluchte.

Jetzt aber handelte die Stadt, zu deren Besitz das Land südlich der Seen gehört. Der Weg wurde verbreitert, planiert, geteert – und es ist Freude pur, ihn an einem schönen Herbsttag zu befahren.

Wir kommen von der Malge und haben zu unserer Rechten das Wasser der Seen, wie es tiefblau durch die Kiefern grüßt. Dann wechselt das Bild und das kleine sumpfige Delta der Buckau öffnet sich wie ein verwunschener Sieck. Wieder Kiefern, Laubbäume, ein versteckter Strand, ein paar rohe Holzbänke... Manchmal donnert ein Zug auf den teilweise nur wenige Meter entfernten Schienen vorbei. Dann entfernt sich der Teerweg wieder von der Eisenbahnstrecke und schlängelt sich in den Wald, überquert den Hechtgraben und mogelt sich am verlassenem Gränert vorbei, um nach etwas mehr als dreieinhalb Kilometern das Dorf Kirchmöser zu erreichen.

Was der Initiative der Stadtoberen hier zu danken ist, kann nicht genug gewürdigt werden. Das hat mit Weitsicht zu tun, das fördert das Richtige an der richtigen Stelle. Weg vom Sprit, weg vom Stau, weg von den schweren Verkehrsunfällen! Hin zum Schönen, hin zur Schonung der Umwelt, hin zur Zufriedenheit der Seele.

Wir Landboten sind eifrige Nutzer dieses Weges geworden und wir sagen Dank dafür, Dank an die Stadt Brandenburg und ihre Obrigkeit. Frau Oberbürgermeisterin, dieser Weg ist einer von den Guten, ach was – von den wirklich Ausgezeichneten! Er ist einer der Wege, auf denen die Stadt vorankommt.

Ein neuer Radweg

Zur Fertigstellung des neuen asphaltierten Radweges
zwischen der Brandenburger Malge und dem Dorfe Kirchmöser

Jules-Francois Savinien Lemarcou

Viel Prügel mußte die Stadt Brandenburg an der Havel schon vom Preußischen Landboten einstecken. Aber man sei gewiß: der Landbote liebt seine Stadt innig! Sie wäre ihm sonst völlig egal und keiner Notiz wert.

Dieses Mal aber soll ihr ein Loblied gesungen werden. Wir sind in der glücklichen Lage, über ein fertiggestelltes Projekt zu berichten, dessen Gelder uns höchst sinnvoll und vernünftig angewandt scheinen.

Es war bislang ein Kreuz, mit dem Drahtesel von Kirchmöser nach Brandenburg zu gelangen. Wo Kirchmöser liegt? Eine Eisenbahnstation vor Brandenburg an der Havel, wenn man aus der Richtung Magdeburg kommt. Das Dorf schmiegte sich idyllisch in das Südwestufer der großen Seen, in welchen die Havel ihre Wendung nach Nordwesten vollzieht. Es ist eine reizende Gegend – zum Schönsten zählend, was die märkische Landschaft zu bieten hat. Doch wie gesagt, der Velozipedit führte ein gefährliches Leben. Es gab einen Teerweg zwischen den Dörfern Kirchmöser und Mahlenzien und der Stadt Brandenburg. Ein Teil davon zählte zur mittelalterlichen „Autobahn A2“ von Magdeburg über Ziesar (Zicken-Tirol), Brandenburg, Spandau, Posen nach Kiew. Der Landbote erwähnte diese Trasse bereits bei verschiedenen Gelegenheiten. Eng ist sie und unübersichtlich. Hirnschellige Kraftfahrer befahren diese Strecke nicht selten mit dem dreifachen der erlaubten Höchstgeschwindigkeit von 30km/h. Die Polizei ist unfähig, diesem Wahnsinn Einhalt zu gebieten. Und so gestalteten sich Fahrradfahrten durch jenes große Waldgebiet zu einem unkalkulierbaren Risiko.

Es gab noch zwei Alternativen. Bog man mit dem Drahtesel hinter der Buckaubrücke, die bei uns Landboten nach unserer Prinzessin nur „Rattchens Brücke“ genannt wird, nach Nordwesten ab, so kam man über mehr oder weniger unbefestigte Waldwege die Flur des aufgelassenen Dorfes Derrenthin kreuzend, zumindest vom Kraftverkehr unbehelligt am Ziele an. Die sicherste Route aber führte nördlich der Geleise der Bahnstrecke Berlin – Magdeburg, die in dieser Region den Breitling und Möerschen See südlich umfährt. Dieser Weg jedoch hatte es in sich. Komplette unbefestigt war er teilweise so schmal, daß sich begegnende Radfahrer oder Fußgänger schon mal aneinander vorbei in die Büsche drücken mußten.

Für eine Region, deren touristisches Potential so profitabel wie ein Erdölfeld ist, war das ein kurioser, nahezu unwirklicher Zustand. Man fuhr, doch man fluchte. Jetzt aber handelte die Stadt, zu deren Besitz das Land südlich der Seen gehört. Der Weg wurde verbreitert, planiert, geteert – und es ist Freude pur, ihn an einem schönen Herbsttag zu befahren. Wir kommen von der Malge und haben zu unserer Rechten das Wasser der Seen, wie es tiefblau durch die Kiefern grüßt. Dann wechselt das Bild und das kleine sumpfige Delta der Buckau öffnet sich wie ein verwunschener Sieck. Wieder Kiefern, Laubbäume, ein versteckter Strand, ein paar rohe Holzbänke... Manchmal donnert ein Zug auf den teilweise nur wenige Meter entfernten Schienen vorbei. Dann entfernt sich der Teerweg wieder von der Eisenbahnstrecke und schlängelt sich in den Wald, überquert den Hechtgraben und mogelt sich am verlassenem Gränert vorbei, um nach etwas mehr als dreieinhalb Kilometern das Dorf Kirchmöser zu erreichen.

Was der Initiative der Stadtoberen hier zu danken ist, kann nicht genug gewürdigt werden. Das hat mit Weitsicht zu tun, das fördert das Richtige an der richtigen Stelle. Weg vom Sprit, weg vom Stau, weg von den schweren Verkehrsunfällen! Hin zum Schönen, hin zur Schonung der Umwelt, hin zur Zufriedenheit der Seele.

Wir Landboten sind eifrige Nutzer dieses Weges geworden und wir sagen Dank dafür, Dank an die Stadt Brandenburg und ihre Obrigkeit. Frau Oberbürgermeisterin, dieser Weg ist einer von den Guten, ach was – von den wirklich Ausgezeichneten! Er ist einer der Wege, auf denen die Stadt vorankommt.

Einem Lehrer gewidmet

Jules-Francois Savinien Lemarcou

„Bringen Sie sich nicht um, meine Herrn!“ So dröhnte Herr Bajun beschwörend in die Runde, als er des Freitags am späten Nachmittag in die Redaktionsräume platzte. Fjö schaute sich verunsichert um – wer von den Landboten sollte eine solch fatale Absicht hegen...?

„Sehen Sie“, fuhr der Kulturrusse erklärend fort, „es ist doch so: Sie könnten, vorzeitig aus dem Leben geschieden, etwas sehr Wesentliches verpassen – eine Begegnung zum Beispiel, die Sie im Nachhinein geradezu beseligt.“

Was er nur wollte? Der Alte hatte seinen Vize in die Reichshauptstadt entsandt um dort etwas Gescheites zu lernen, was der Gazette von Nutzen sein könnte. Und zur Zeit bemühte er sich um die Geheimnisse des Rechnerprogramms „Büro“ der weltbekannten Weichware-Firma „Winzigweich“.

„Ja, das Tippeln, das ist eine Sache!“ begann er hochfahrend zu psalmodieren. Die wichtigtuerische Mine verlängerte sein Gesicht auf Trakehnerstandard. „Das kann man aber auf jeder beliebigen Schreibmaschine. Man muß mehr machen aus den Programmen „Wort 2000“ und „Vortreff 2000“, meine Herrn!“

Wir ahnten, daß er das Schreib- und das Tabellenkalkulationsprogramm ansprach, die uns bis dato ganz gut über die Runden halfen. Wir alle hämmerten unsere Texte auf ihnen in den Rechner und Herr Druckepennig konnte sogar bislang ganz gut die Finanzen summieren, die wir nicht besaßen.

Doch Herr Bajun war nicht mehr zu bremsen: „Meine Herrn, es liegen ja sooooo viele Möglichkeiten in dieser Weichware – wir schwimmen ja nur auf der Oberfläche eines Ozeans.“

Dann entstöpselte der Vize dem verdutzen Herrn Barbagrigia den Freudestock, mit dem dieser soeben noch auf dem Firmenrechner ein virtuelles Flugzeug über den ebenfalls virtuellen Himmel von Berlin gesteuert hatte. Die Cessna stürzte ab. „Mitten auf's Familiengericht Tempelhof-Kreuzberg...“, stöhnte Don Miquiele. Daß unser vom Jugendamt gezeichneter Ladenschwengel verstoßen ein „Gäb's Gott!“ raunte, wollten wir überhört haben.

Sekunden später hackte er bereits auf dem Schlüsselbrett herum und zeichnete mit einer Plastemaus Linien über den Bildschirm. Auf dem vormals weißen Papier des Wort-Dokumentes erschienen Tabellen und Formeln und Kalkulationen und merkwürdige Aussagen, die sich auf Tastendruck manifestierten und unseren Krankenstand des letzten Quartals beinhalten. Fjö runzelte die Stirn und musterte uns über seine Brille hinweg aufmerksam.

Die ersten Flüche murmelten durch den Qualm der chefflichen Pfeife.

Kotofej Kryisowitsch aber fuhr unvermittelt fort. „Und das“, triumphierte er begeistert, ohne die finsternen Minen der Umstehenden näherer Betrachtung zu würdigen, „habe ich einem zu danken, der sich mit Fug und Recht „Lehrer“ nennen darf. Davon gibt's nicht allzu viele. Aber der ist echt!“

Ja, lieber Leser, was ist ein Lehrer? Wahrscheinlich wird jetzt vor Ihrem inneren Auge die Gemeinschaft der Schulpädagogen Revue paradien, die Ihnen so manchen Tag in zehn, zwölf Jahren das Leben hat sauer werden

lassen. War ein echter Lehrer darunter? Dann schätzen Sie sich glücklich! Woran Sie ihn oder sie erkennen? Na, wenn Sie sich gerne an ihn erinnern und – und das ist das Allerwichtigste – wenn sie etwas von ihm mitnehmen konnten. Nicht die Taschenuhr, Menschenskind! Etwas Immaterielles, Geist, Bildung, Wissen...! Etwas, was Sie in Ihrem weiteren Leben stärkt. Aber das ist noch nicht alles, was einen „Lehrer“ ausmacht. Ein kleines Detail fehlt noch. Aber es ist das wichtigste überhaupt: Achten Sie auf seinen Gesichtsausdruck, wenn Sie erkennen ließen, daß Sie etwas von dem begriffen hatten, was er Ihnen nahezubringen suchte. Freute er sich? War er glücklich? Sie stellten sich dämlich und begriffsstutzig an... Wie stand es um seine Geduld mit Ihnen, als schon die ersten Papierflugzeuge den Luftraum über den Köpfen Ihrer Klassenkameraden eroberten? blieb er bei Ihnen...? Oder ließ er los? Nein? Hat er nicht? Na, dann war er der Guten einer.

Dann war er ein Lehrer von Format. Einer wie jener Herr Holger R., um dessen verpaßte Begegnung willen Herr Bajun seinem Grabe entsprungen wäre.

Aber das hat er nicht müssen, unser Russensohn. Und so hämmerte er weiter seine verschachtelten Funktionen in den Rechner und – zufrieden wie ein satter Säugling – lächelte er, als er die letzte Taste drückte, und sich Zahlenkolonnen seinem bajunigen Willen fügten und einschwenkten in die Richtung, die er ihnen mit seinen Befehlen gewiesen hatte.

Als wir uns zu zerstreuen begannen, raunte mir Herr Akinokawa ins Ohr: „Wie will er jetzt noch arbeiten an seinem Schreibtisch, der verrückte Russe? Alles voller Bilder, sehen Sie nur!“ Und tatsächlich war wieder eines dazugekommen und bereicherte den Bajun'schen Bilderwald. Da stand Bach neben Vivaldi, Friedrich der Große zwischen Lichtenberg, Tucholsky und Panizza, Bosch drängelte Schischkin gegen den Rand des Tisches, der, von Paracelsus und Spinoza gehalten, seinem drohenden Absturz zum Trotz wacker in den Sibirischen Himmel hineinstarrte. Aber dort, wo Herrn Bajuns Tintenfaß bislang residierte, sah ein lächelnder Mann mit Kinnbärtchen auf sein blaues Hemde herab, während der Sibirjake Bajun, entstellt von unserem hinterlistigen Ladenschwengel und dessen Lieblingsspielzeug „Adobe Lichtbildgeschäft CS“, über dem Abgelichteten hinwegzuschweben schien.

Weder die Herrn Bajun angedichteten Hörner, noch die in die Länge gezogenen Zähne, Ohren, Nase vermochten die Laune des derart Verunstalteten zu trüben: „Wenn der Hübner was taugen täte“, meinte er grinsend, „dann wäre er ein Lehrer geworden. So wie der hier!“ und wies mit dem Finger auf den Blaubehemdeten. So aber bleibt er, was er ist – einfach nur der Ladenschwengel des Preußischen Landboten. Es sei denn, Herr Fjöllfross, Sie schicken ihn nach Berlin zu dem Herrn R...“ Fjö krepelte seine Hosentaschen um und zuckte mit den Schultern: „Sie sehen, lieber Bajun..., aber es freut mich für Sie, daß Sie die Gelegenheit hatten. Muß ein doller Mann sein, der Herr R. aus Mittenwalde!“

Ja, lieber Herr Hauptschriftleiter, das ist er. Fürwahr, das ist er.

Indeß der Menschheit jämmerlich Geschlecht
der Sinneslust ergeben und ihr Knecht
am trägen Faden seines Daseins webt, stirbt es dahin
und hat doch nie gelebt!

Friedrich der Große

Einige Bemerkungen zur „Jamaika - Koalition“

„Grad heute morgen
fiel leise und ganz heimlich
das erste Blatt ab.“

B. St. Fjollfross

So dichtete Japans großer Sohn Kobayashi Yataro, genannt Issa einst im achtzehnten Jahrhundert. Für alle, denen im Angesicht der Bundestagswahlen im Herbst 2005 der Sinn für Romantik abhanden gekommen ist: Der Sinn von Issas entzückendem kleinen Haiku ließe sich auch durchaus auf die gegenwärtige politische Situation in der Bundesrepublik ausdehnen.

Gerad' heute morgen nämlich rieselte durch den Äther sowohl, als auch durch den deutschen Blätterwald geradezu unheimlich die Meldung, daß zwischen den Grünen und der CDU/CSU Koalitionsverhandlungen angedacht seien. Die FDP habe wohl schon ihre Bordkarten für den schwarzen Dampfer so gut wie in der Tasche.

Das paßt ganz ausgezeichnet in die trübe Herbststimmung, die sich vor und hinter den Fenstern des Willy-Brandt-Hauses in der Seele der Großen Alten Dame der Arbeitverräterei, der SPD, auszubreiten beginnt.

Von allen verlassen... Gar nicht so schlecht, daß dieser Partei auch einmal eine solche Erfahrung begegnet.

Dennoch, die tragikomische Rolle der SPD wollen wir in diesem Aufsatz nicht weiter beleuchten. Vielleicht ist das der langersehnte, himmlische Nachschlag für Ebert, Noske und Scheidemann – mit über achtzig Jahren Verspätung in das Kompottschälchen geknallt.

Ein anderer Richtungswechsel beschäftigt uns da schon mehr: Die – scheint's – endgültige Abkehr der Grünen von ihren einstigen Idealen. Wie die verlogenen Käferretter nunmehr den Schultersehluß mit dem ehemaligen Erzfeind andenken – das treibt uns den kalten Schweiß auf die Stirn.

Jedoch – war diese Tendenz nicht durchaus absehbar? Wurde sie nicht von den ehemaligen und gegenwärtigen Granden der Grünen, Schily und Fischer, vorexerziert? Das sind doch die von Ebert, Nosken und Scheidemann etwa neun Jahrzehnte früher ausgetretenen Pfade.

Warum nur in aller Welt scheint es ein ehernes Naturgesetz zu sein, daß Revolutionäre, Weltverbesserer und Querdenker grundsätzlich von links ins Feld stürmen um im Laufe ihres Werdegangs irgendwann einmal im rechten Lager anzukommen?

Wo sind sie geblieben, die Werte von einst, für deren Umsetzung die Grünen einst mutig und beseelt angetreten sind? Wo bleibt die Gegnerschaft zum Atomstrom, die Familien- und Umweltpolitik, die Zügelung der rücksichtslosen Aspekte der Industrie und die fanatische Gegnerschaft zum Militär, wenn Grün und Schwarz schon über ein politisches Miteinander sinnieren? Oder glaubt irgend jemand ernsthaft, die Schwarzen würden auch nur ein Tüttelchen ihrer Positionen nach Grün verschieben?

Was ist passiert mit den Grünen? Sind sie der Droge „Macht“ erlegen, „Macht um jeden Preis“, selbst um den der Aufgabe ihrer Substanz? Was sagt die grüne Basis zu einem solchen Vorgehen?

Tummeln sich am Ende noch Träumer bei den Grünen, die an den Weihnachtsmann glauben und daran, daß ihnen eine Einflußnahme auf das politische Geschehen bliebe, wenn, ja wenn sie doch nur auf die Regierungsbank kämen?

Die ehemals authentische deutsche Linke hat den Sündenfall getan und beginnt sich an die Konservativen zu verfüttern. Auf die Knie zum Kotau!

Ach, Vater Zeus, bedecke Deinen Himmel! Wird die Neue Linke auch eines Tages, in zwanzig Jahren eventuell, im rechten Mastdarm enden?

Dafür behüte uns, Du lieber Herre Gott! Wir würden das nicht erleben wollen!

Wenn man aufgrund der Mischung jener Farben, die man traditionell den Parteien zur einzig noch funktionierenden Unterscheidung beigibt, nunmehr von einer Jamaika – Koalition spricht, weil schwarz, gelb und grün die Farbenreihenfolge ebenjener karibischen Inselrepublik stellen, dann läßt uns dieser Umstand sofort nach unserer „Großen Länderkunde“ greifen! Stellt sich nämlich heraus, daß Bananen zu einem der Exportschlager der Rumrepublik zählen, so gewönne dieses Schlagwort mit einem Mal einen ganz neuen, einen sarkastischen, einen unvergleichlich ironischen Hintergrund.

Ja, ja – man lacht drüber...

Schreiben des Landboten an Frau Dr. D. Tiemann (CDU),

Oberbürgermeisterin der Stadt Brandenburg an der Havel

Erinnerung an die Stodoranen, die einstigen Herrn des Havellandes

Plaue an der Havel, den 21. Oktober 2005

Liebe, sehr verehrte Frau Oberbürgermeisterin!

Es ist sicherlich Ihrer Stadtregierung zu danken, daß der Fahrradweg südlich des Breitlings und des Mörserschen Sees zwischen der Malge und dem Dorf Kirchmöser nun endlich in einen hervorragenden Zustand gebracht wurde, der der Erschließung des überwältigenden touristischen Kapitals unserer Heimatstadt einen gewichtigen Baustein hinzufügt.

Der Preußische Landbote gestattete sich, diesem Anlaß mit einem Artikel dankbar Rechnung zu tragen.

Dies ist jedoch nicht der eigentliche Grund für dieses Anschreiben.

Vielmehr ist es mir eine Herzensangelegenheit Sie zu bitten, die Möglichkeit zu überprüfen, mit dieser wunderbaren Route die einstigen Bewohner unserer Heimat zu ehren, die der sächsisch-deutschen Ostexpansion nach zähem Ringen erlagen.

Es ist dem Landboten bekannt, daß die Stadt Brandenburg diesbezüglich seit geraumer Zeit großes Engagement beweist. Das Slawendorf und das Slawenboot „Dragomira“ belegen dies deutlich.

Aus diesem Grunde hoffe ich, bei Ihnen auf Verständnis zu treffen.

In der Stadt Brandenburg wird, was Namensgebungen betrifft, den slawischen Ahnen lediglich mit einem Triglafweg und einem winzigen Gäßchen auf der Dominsel gedacht, auf der sich einst eine der ostelbischen Hauptburgen befand. Dieses Gäßchen trägt bezeichnenderweise den Namen „Hevellerstraße“. So aber sprachen die sächsisch-deutschen Nachbarn, die später zu Eroberern dieses Landes werden sollten, unsere slawischen Mütter und Väter an.

Diese selbst nannten sich „Stodorani“, nach dem Lande Stodor, das ihre Heimat war und das wir heute unsere Heimat nennen.

Es fehlt in unserer Stadt an jeglichem prägnanten Hinweis auf diese entscheidende Epoche unserer Vergangenheit.

Ja, ganz im Gegenteil, scheint die offizielle Geschichtsschreibung unserer Heimatstadt erst mit König Heinrichs Sturm auf die Brandenburg im Winter 928/ 929 zu beginnen. Diese fatale Tradition, die von den Siegern der Geschichte festgelegt wurde, bescherte uns gar eine Gerostraße, die den meisten Brandenburgern bekannter sein dürfte als die Hevellerstraße. Markgraf Gero aber war ein schlimmer und heimtückischer Mörder, dessen Verständnis von christlicher Expansionspolitik schon mal darin ausufern konnte, 30 slawische Häuptlinge zu bilateralen Gesprächen zusammenzurufen, um sie dann währen des Dinners zu ermorden. Klar definiertes Ziel war die endgültige Brechung des slawischen Widerstandes. Keine christliche Tradition sollte solcher Gewaltverbrecher in Ehren gedenken! Unser Andenken sollte vielmehr Menschen gelten, die ihren christlichen Nachbarn oftmals friedliche Heimstatt und freie Ausübung ihrer für sie fremden Religion gestatteten, also wahre christliche Gesinnung unter dem Mantel ihres Heidentums vortrugen, wogegen die späteren christlichen Konquistadoren leider häufig genug Intoleranz, Dogmatismus und Diskriminierung an die Havel brachten.

Sehen Sie, verehrte Frau Oberbürgermeisterin, das Drama um den Krieg gegen die amerikanischen Ureinwohner wurde bei uns genau neunhundert Jahre früher aufgeführt. Nur daß die Indianer den gegen sie gerichteten Vernichtungsfeldzug mit knapper Not überlebten und somit nunmehr wenigstens eine Chance haben, ihre Interessen zu artikulieren.

Unsere slawischen Ahnen aber sind bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts systematisch zu Tode assimiliert worden. Sie haben nun keine Lobby mehr und keine Stimme, die sich für sie erhebt. Ihre Kultur ging vollständig unter. Was einzig noch an sie erinnert, sind ihre germanisierten Flur- und Ortsnamen und ein paar archäologische Artefakte.

Wäre es da nicht ein Zeichen, wenn wir diesen neuen Radweg, der durch eine der schönsten Gegenden führt, die unseren ostelbischen Müttern und Vätern ernährende Heimat war, beispielsweise „Stodoranenweg“ nennen, begleitet von einigen Schautafeln, auf denen erklärend auf die Geschichte unserer vergessenen Vorfahren hingewiesen würde?

Das würde die Stadt nicht die Welt kosten – ihr aber einen großen moralischen Gewinn einbringen. Im Übrigen: Diese Menschen, auch wenn sie die unglücklichen Verlierer der Geschichte waren, zählen zu unseren Wurzeln. Ein Bekenntnis zu ihnen würde Zeichen setzen – unter anderem Zeichen

einer auf gesunder Objektivität fußenden Heimatliebe und -verbundenheit. Menschen, die sich ihrer Wurzeln bewußt sind, werden diese nicht so leicht kappen, sondern hier bleiben und der Heimat zu Prosperität verhelfen, statt ihr den Rücken zu kehren um in der Fremde ihr Glück zu machen.

In der Hoffnung, Ihre Geduld, verehrte Frau Oberbürgermeisterin, mit meiner bescheidenden Anregung nicht ungebührlich auf die Probe gestellt zu haben

Verbleibe ich Sie herzlich grüßend

Ihr sehr ergebener

Hübner

-Preußischer Landbote-

Frau Bundeskanzlerin

B. St. Fjöllfross

Am 22. November 2005 ereignete sich in Berlin ein wahrhaft historischer Augenblick. Frau Dr. Merkel wurde vom deutschen Bundestag zur ersten Regierungschefin der deutschen Geschichte gewählt.

Nun ist der Preußische Landbote zwar konservativ im Fernau'schen Sinne, dennoch hat er den deutschen Christdemokraten noch nie eine Stimme verschafft. Sie vertreten unsere Sache nicht.

Doch das ist an dieser Stelle völlig unwesentlich. Sensationell ist der endlich geschaffte Durchbruch einer Frau an die Spitze einer deutschen Regierung – wengleich die Belegung dieses wie jedes Amtes für Frauen eine absolute Selbstverständlichkeit sein sollte. War es aber nicht und es hat wenig Zweck, um den heißen Brei herumzureden. Nur ganz, ganz langsam beginnen sich die patriarchalen Strukturen aufzuweichen, die seit dem Ende der Steinzeit die Erde in Blut ersäuft haben. Ob das Matriarchat unter den Bedingungen einer engsiedelnden Zivilisation ein gewaltloseres Miteinander hervorbringen würde, diesen Beweis müßte es erst erbringen. Zwischenmenschliche Gewalt wird es immer geben, sie hätte unter der Führung der Frauen eventuell nur eine andere, möglicherweise sublimere Qualität.

Doch muß es immer eins von zwei Extremen sein?

Ohne ins Gesellschaftsphilosophische abgleiten zu wollen – das nunmehr eine Frau die Richtlinien der Politik in deutschen Landen bestimmt – diesen Umstand bejubeln wir aus ganzem Herzen. Und – wir sind nicht die „Emma“!

Wir können nachlegen, und das freut uns noch mehr: Frau Dr. Merkel wird voraussichtlich Herrn Schäuble in ihr Kabinett berufen, einen Mann, den wir seiner Klugheit und seiner Aufrichtigkeit, seines ruhigen und überlegten Wesens wegen sehr schätzen. Es ist bekannt, daß Herr Schäuble infolge eines Attentates an den Rollstuhl gefesselt ist. Noch vor zwei, drei Jahrzehnten hätte allein dieser unglückliche Umstand ausgereicht, die politische Karriere des Herrn Schäuble trotz seiner hervorragenden Qualitäten zu beenden. Denn die landläufige Meinung verlangte nach einem Spitzenpolitiker, der im Vollbesitz seiner psychischen und physischen Kräfte sein müsse. Für Behinderte gab es keinen Platz in der Führungsriege. Auch hier können wir

jetzt ein signifikantes Umdenken registrieren! Daß bei den uns politisch eine Nuance näher stehenden Gralshütern des etablierten Fortschritts dieser historische Schritt verpaßt wurde und ausgerechnet die Konservativen die Zeichen einer neuen Zeit erkannten, läßt uns schmunzeln. Die Eiserne Lady hätte der deutschen Sozialdemokratie ein warnendes und anspornendes Zeichen an der Wand sein müssen.

Wir wissen, daß Frau Dr. Merkel das Ruder in einer äußerst angespannten Zeit übernommen hat. Im Hintergrund lauert natürlich beständig die Gefahr, von den Ewiggestrigen im Falle eines Mißerfolges, wie ihn die Regierung Schröder zu verzeichnen hatte, noch zusätzlich mit dem völlig verfehlten Schuldzuweisungsattribut der femininen Kanzlerschaft bedacht zu werden. Das könnte die Türe für eine Nachfolgerin auf Jahre hinaus wieder zuschlagen! Das aber wäre ein unverzeihlicher Rückschritt in der deutschen politischen Landschaft. Wir haben Frau Dr. Merkel und ihr Kabinett nicht gewählt. Dennoch drücken wir ihr und ihren Mitstreitern für ihre Amtszeit fest die Daumen und wünschen ihr, daß sie mit all der Tatkraft und Intelligenz, mit der sie bisher ihren persönlichen Weg gestaltet hat, das leckere deutsche Staatsschiff wieder flott machen und auf Kurs bringen möge.

Hänsel und Gretel

kritische Betrachtung und Neuerzählung eines Horrormärchens der Gebrüder Grimm

meinem geliebten Vetter, dem Herrn Dipl. Ing. St. M. aus W. zugeeignet

K. K. Bajun

Langsam aber sicher scheinen die Grimm'schen Hausmärchen in den Hintergrund des deutschen literarischen Kulturschatzes zu treten. Das kann man getrost mit gemischten Gefühlen bewerten. Einerseits spiegeln diese Geschichten die Mentalität und die Lebensumstände längst vergangener Generationen recht aussagekräftig wieder. Den Unterhaltungs- und Erziehungswert für Kinder aber sollte man heute einer sehr kritischen Prüfung unterziehen.

Sicher, die moderne deutsche Bevölkerung hat sich unter dem Eindruck der fetten Nachkriegszeit eine moderate Abkehr vom gewalttätigen Umgang ihrer Ahnen miteinander geleistet, wir dürfen aber mit Recht bezweifeln, daß dieses Gutmenschentum eine länger anhaltende Wirtschaftskrise überdauert. Doch das soll hier nicht Gegenstand unserer Ausführungen sein. Das wohl bekannteste deutsche Märchen, Hänsel und Gretel, möge für uns Revue paradien.

Wir wollen dem aufgezeichneten Märchen eine mögliche Wirklichkeit gegenüberstellen und schauen, welche zu tiefst (un-)menschlichen Motivationen der inhaltlichen Gestaltung solcher Märchen zu Grunde liegen.

Wir erinnern uns: Hänsel und Gretel sind die Kinder armer Eltern, die darauf sinnen, sich der „unnützen Fresser“ zu entledigen. Beide Eltern schicken die Kinder in den Wald, um dort Pilze und Beeren zu sammeln. Dem Plan entsprechend verlaufen sich die Geschwister in dem riesigen Gehölz und stoßen in höchster Not, dem Hunger- und Kälteode nah auf eine Hütte, die von einer bösen Hexe bewohnt wird. Diese sinnt darauf, die Kinder nach Hexenart zu fressen. Der Beherztheit des Mädchens war es zu danken, daß dieser finstere Plan vereitelt und die Hexe dem hexentypischen Flammentod

zugeführt wurde. Nachdem man sich die Schätze der Hexe angeeignet hatte, lebte man lustig und vergnügt bis ans Ende usw. usw.

Wir kennen das Gedöns und es ist uns über.

Interessanter scheint es uns den Dingen nachzuspüren, wie sie sich vielleicht wirklich abgespielt haben könnten.

Im Jahre 1629 war der Weiler G. im Niedersächsischen ein gewöhnliches Dorf am Rande eines riesigen Moor- und Waldgebietes. Die es bewohnten, unterschieden sich in nichts von der übrigen Bevölkerung. Es gab den Bürgermeister und den Pastor – man war lutherisch, es gab die paar Großbauern und jede Menge Kleinbauern, Handwerker, Mägde und Knechte, Hirten und Kossäten, Büdner und Tagelöhner und den obligatorischen Dorftrottel. Die Schichten waren festgefügt – ein Jeder an seinem Platz. Die Grenzen waren beinahe unüberwindlich. Nie wäre es dem Knecht Jakob Hagedorn eingefallen, um die Tochter des Großbauern Pulcke zu werben. Dafür aber ließ kein Pulcke es je unversucht, die ärmeren Mädchen des Dorfes zu verführen. Man betrieb das bei Pulckes Männern mit zweifelhaftem Ehrgeiz, über den die Frauen des Hofes verbittert, aber zähneknirschend hinweggingen. Solange die Familie beim sonntäglichen Gottesdienst nur den Schein wahrte!

Zwei dieser Frauen, für die sich schon Großvater und Vater Pulcke interessierten, waren die Jüngste des Dorfhirten Böttcher und deren spätere Tochter Gertrud. Um diese gab es dann auf dem Pulck'schen Hof einen Krach, der beinahe dazu führte, daß der Alte dem Bengel das Erbe und dieser dem Alten das Altenteil verweigern wollte. Die Frauen droschen mit Nudelholz und Forke drein und bekamen das Ihrige retour. Das alles spielte sich natürlich hinter verschlossenem Hoftor ab. Was aber allen gemeinsam war, das war die Wut auf die Hirtentochter. Die Pulck'schen Weiber schalten sie eine Schlampe und ein Rabenaas, die Männer zürnten, weil die Jungfer Böttcher ihnen eine Nase drehte.

Ganz um das lebenslustige, schöne Mädchen war es geschehen, als sie sich unsterblich in den durchreisenden kroatischen Theriakhändler Staschko Jankowicz verliebte. Heißes Blut hatte er, der Staschko, rabenschwarze, gelockte Haare, feurig schwarze und unendlich tiefe Augen, jedes Instrument konnte er spielen und in seinem Lachen ertranken die Frauen. Wenn er tanzte, wenn er erzählte von seinen langen Reisen quer durch viele Länder, wenn er lachte – dann kam die Hirtentochter Elisabeth Dorothea Böttcher nicht mehr von ihm los. Wie man ihm auf seinen vielen Wegen auch oft übel mitgespielt hatte – trotzdem konnte er so herzlich lachen. Und er verliebte sich in das kesse Mädel.

Das aber brachte das Dorf in Rage: Der Hergelaufene, der Welsche! Wußte man denn, ob das überhaupt ein Christ sei?

Sicher, kaum einer der Dörfler war wirklich selbst einer. Sie führten den Christus nur im Maul – nicht im Herzen! Sie wollten nur auf den Stachel im Fleische des Anderen achten, um nicht über den Pfahl im eigenen nachdenken zu müssen.

„Der Welsche will unsere Hühner treten“, so keifte es durchs Dorf. Mit einem Mal war die Elisabeth, das Mensch, wieder „eine von ihnen“! Denn es ging gegen den Fremden, den Bösen, den Dieb, den vaterlandslosen Vagabunden. Der alte Böttcher geriet in helle Aufregung, daß er, der verachtete Hirte, nun endgültig im Wirtshaus verlacht werden würde und verprügelte seine Tochter tüchtig. Der Elisabeth Böttcher und dem Staschko Jankowicz blieb nur die Flucht. Der Voigt der zuständigen Herrschaft war ein zum Glück

aufgeklärter Mann von frommer Gesinnung und so wies er den beiden eine verlassene Köhlerhütte tief im angrenzenden herrschaftlichen Wald an. Der Köhler war im Vorjahr gestorben, die Hütte stand leer.

An eine Eheschließung zwischen dem Staschko und seiner Elisabeth aber war nicht im Mindesten zu denken. Das wäre was für den Herrn Pastor gewesen! Hatte er nicht selbst der Elisabeth den ein oder anderen säuischen Antrag gemacht? Hatte sie ihn, den studierten Mann nicht abgewiesen um ihm jetzt zu zeigen, daß er noch hinter einem hergelaufenen Haderlumpen rangierte! Da sei der protestantische Gott davor!

Das Kind, das Elisabeth Böttcher ihrem Staschko im Jahre 1569 gebar, war somit ein Kind der Sünde, ein Bastard. Es fehlte nicht viel, und Pastor Trögler hätte die kleine Gertrud Elisabeth im Taufbecken ersäuft. Wenige waren es, die den Täufling im Anschluß mit einem bescheidenen Feste ehrten.

Erst später sollte das Mädchen in das Bewußtsein seines Volkes rücken. Da aber hieß sie nicht mehr Gertrud Elisabeth Böttcherin, da hieß sie nur noch „Die böse Hexe“.

Noch aber war es nicht so weit. Gertrud wuchs bei ihren Eltern in der alten Köhlerhütte auf. Ein paar Mal im Jahr kam Staschko noch von seinen Handelszügen nach Hause, dann irgendwann kam er nicht mehr. Daß in der fünfzig Meilen entfernten Stadt S. zwei Handwerksburschen wegen des Raubmordes an einem fahrenden kroatischen Theriakhändler aufs Rad geflochten wurden, drang nicht bis in den Wald zu Elisabeth Böttcher.

Sie verzehrte sich nach ihrem Staschko, weinte sich die Augen aus und versuchte derweil, sich und ihr Kind in der Wildnis fernab der dörflichen Gemeinschaft durchzubringen.

Im Winter 1586, zehn Jahre nachdem sie Staschko das letzte Mal umarmt hatte, folgte sie ihm. Der greise Pastor Trögler wollte ihr ein christliches Begräbnis verweigern. Als aber der Bischof in S. mit der Faust auf den Tisch schlug, gab der geistliche Lumpenhund, der der Senilität schon ein gutes Stück näher gerückt war, klein bei und verscharfte die Hirtentochter an der eingefallenen Südwestecke der Kirchhofsmauer. Bis auf die siebzehnjährige Gertrud und einige der Dorfarmen gab niemand aus G. der „Welschen“ das letzte Geleit. So sahen nur wenige, welcher Art die Blicke waren, mit denen der Pastor Trögler die Tochter der Heimgegangenen musterte. Es waren dieselben, mit denen er schon seinerzeit die Mutter auszog. Nur etwas Basiliskenhaftiges war hinzugekommen. Kurz nach dem Begräbnis wurde die baufällige Friedhofsmauer ganz eingerissen und durch einen Weidenflechtzaun ersetzt. Es schien niemandem aufzufallen, daß der Zaun knapp vor dem Grab der Böttcherin entlanggeführt wurde, wodurch es aussah, als sei diese nicht in geweihter Erde bestattet worden.

Der Haß der Dörfler reichte weit und verzieh nicht, noch vergaß er.

Gertrud Elisabeth Böttcher aber kehrte zurück in ihre Hütte. Das Moor und der riesige Wald ernährten und schützten sie. Was sie von ihren Eltern gelernt hatte, mußte nun reichen, denn sonst hatte sie niemanden mehr auf der Welt.

Mehr noch als ihrer Mutter bereitete ihre Schönheit ihr die größten Probleme. Von orientalischem Aussehen, mit schwarzen Haaren und den mandelförmigen Augen ihres Vaters gesegnet, von schlanker Gestalt wurde sie die meistbegehrte und meistgehaßte Frau der Gegend. Wir ahnen, wer sie begehrte, wir ahnen, wer sie haßte.

Die sie haßten, brachten schon bald das Gerücht auf, bei der Böttcherschen könne es sich nur um eine Hexe handeln. Wie sonst wäre man in der Lage, allen Männern den Kopf zu verdrehen? Wie sonst hätte man so ein profundes Wissen über Kräuter und Krankheiten ansammeln können? Wie sonst würde man allein in einem so finsternen Wald überleben, in den man sich schon bei Tageslicht nicht hineintraute, weil es darinnen nicht mit rechten Dingen zuginge? Wie sonst könnte man so anders aussehen, als alle anderen Mädchen im Dorf? Und war der Vater nicht auch so ein Schwarzer gewesen, mit feurigen Augen? Sagte man nicht dem Beelzebub so teuflische Verführungskünste nach, wie sie der Staschko besessen hatte? So manches Mädels aus dem Dorfe hatte von ihm geträumt und der Elisabeth die Pest an den Hals gewünscht, als diese ihn in ihren Bann ziehen konnte. Auch die Töchter der Großbauern hatten sich nach ihm verzehrt und waren darüber bereit, selbst ihre gewohnte Hochnäsigkeit aufzugeben, wenn er sie doch nur eines Blickes gewürdigt hätte. Wie gern würden sie sich für ihn vergessen haben! Ja, von solch einer Macht über das Weibsvolk träumten die plumpen Bauernlummel. Das vermochte doch nur der Böse selbst!

Und wo wir schon dabei sind: Wie oft waren denn der Welsche und seine Elisabeth in der Kirche gewesen, die doch alle braven Dörfler Sonntag für Sonntag besuchten?

Das Hurenkind einer Dirne und eines Höllenhundes, was sollte das schon anderes sein als eine Hexe?

Und so kam es, daß im Laufe der Jahre, wenn von der einsamen Frau im Walde hinter vorgehaltener Hand die Rede war, kaum jemand mehr den Namen Gertrud Elisabeth Böttcher nannte. Man sprach nur noch von der Hexe. Besonnenen Leuten war es zu danken, daß Gertrud Elisabeth Böttcher nicht den unendlichen Denunziationen zum Opfer fiel, die zu jener Zeit Abertausenden von unschuldigen Frauen und Männern unter dem Vorwand der Hexerei ein gräßliches Ende auf dem Scheiterhaufen brachten. Doch mehr als einmal mußte sich die Frau ins nahegelegene Moor flüchten, in das zu folgen ihr der besoffene Mob nicht wagte, wenn wieder einmal im Wirtshaus von G. ein Lynchmord geplant wurde.

Manche kamen auch so zu ihr, heimlich, auf versteckten Pfaden, daß es bloß niemand mitbekäme, nämlich wenn das Vieh erkrankt war, oder den Knecht das Grimmen plagte, wenn das Korn schlecht stand oder sich eine Dorftochter Hoffnung auf einen jungen Mann machte. Verreckte das Vieh dann doch, verhagelte die Ernte, betrog der Galan das liebeshungrige Fräulein – dann wurde das Gemurmel schon lauter, daß die alte Hexe von boshafter Natur wäre. Am Ende war sie es gar selbst, die dem Vieh die Seuche, dem Jäckel das Grimmen und dem Halm den Hagel geschickt hatte. War es ein Zufall, daß man oft bei ihrer Hütte den Schuhuh sah? Die unheimlichen Augen des dreibeinigen Katers waren noch manchem in Erinnerung. Wenn das mal nicht der Böse selbst war? Nein, das war er nicht. Er war der Kater Moritz, dem ein Dorfköter mal ein Beinchen zerbissen hatte und den die Gertrud zu sich nahm und gesund pflegte und liebte und ihr Leben mit ihm teilte in Ermangelung anderer Gesellschaft. Er war die Liebe selbst. Aber Menschen voller Bosheit waren nicht bereit, das zu sehen. Ihnen mußte alles böse erscheinen, denn sie waren es im Herzen selbst.

So verging die Zeit bis zu jenem unseligen Jahre 1618, als die habsburgischen Statthalter Slawata und von Martinic aus einem Fenster der Prager Burg gestürzt wurden. Der dreißig Jahre währende Krieg, der daraus erwuchs, erreichte den Weiler erst viele Jahre später. Zunächst einmal vermerkte der neue Pastor, Trögler war im Jahre 1605 hochbetagt zur Hölle gefahren, im Kirchenbuch des Sprengels die Geburt eines Knaben und eines Mädchens. Das waren die Kinder des Kossäten Johann Christoph Scheller und seiner

ersten Frau Thekla. Getauft wurden sie auf die Namen Johannes Christoph und Margarete Barbara. Doch rief man sie im Allgemeinen nur Hänsel und Gretel.

Kurz nach der Geburt starb die Mutter der beiden. Sie wuchsen bei einer Stiefmutter auf, die der Vater kurze Zeit später ins Haus holte. Die Hartherzigkeit dieser Frau stach nicht sonderlich ab vom Geist der Zeit. Der Vater war ein schwacher Kerl, ein Säufer, der die Familie schlecht und recht mit Besenbinderei über die Runden brachte.

Das ging so bis in den späten Herbst des Jahres 1629. Hans und Grete waren zu diesem Zeitpunkt elf Jahre alt. Hinter ihnen lag eine Kindheit, die keine war. Die Schläge der Stiefmutter, der permanente Suff des Alten, die Sticheleien und die Prügel, die sie von den Kindern der Großbauern täglich zu erdulden hatten, das alles hatte sie nicht zu Engeln werden lassen. Verschlagen und vorsichtig waren sie, ausgekochte kleine Überlebenskünstler, die ein gutes Auge für ihren Vorteil hatten und stets erahnten, wo ihnen neue Hiebe drohten.

Der Herbst 1629 schien einen strengen Winter anzukündigen. Die Situation in dem Besenbinderhaus des Kossäten Scheller war sowieso schon zum Zerreißen gespannt. Mehr Mißernten als gewöhnlich, einige durchziehende und marodierende Söldnerhorden, die sich einen feuchten Kehricht um die Religion der von ihnen heimgesuchten Dörfler scherten – die große Teuerung, die Brotknappheit – die Stiefmutter faßte den Plan, sich der unnützen Fresser zu entledigen. Der Alte schrak zusammen. Nicht, daß er die Rangen sonderlich liebte, aber den Tod am Galgen für Kindsmord – den fürchtete er denn doch. Hier aber erwies sich die Alte als gerissen: Warum nicht die Blagen in den herbstlichen Riesewald schicken? Man mußte nur dafür sorgen, daß sie sich verliefen, Kälte, Hunger und wilde Tiere würden den Rest besorgen. Kurz und gut: man drückte den Kindern zwei verschlissene Kiepen in die Hände und beauftragte sie, sich nach Pilzen und Beeren umzutun. „Und laßt euch hier ja nicht blicken, bevor die Körbe nicht randvoll sind!“ Groß waren die Kiepen, es paßte eine Menge hinein, die Kinder mußten laufen, weit mußten sie laufen, zu weit. Die Nacht brach an und sie hatten Weg und Richtung verloren. Ein schwacher Lichtschein gab ihnen im Waldesdunkel Hoffnung. Das Licht kam aus der Hütte der Gertrud Elisabeth Böttcher, die zu diesem Zeitpunkt 60 Jahre zählte.

Mit jedem Jahr fielen ihr die täglichen Verrichtungen schwerer. Nur der Kater, ein Urenkel ihres Moritz, teilte ihr Leben, war ihr aber keine nennenswerte Hilfe.

Es erschien ihr eine Fügung des Himmels, als die beiden abgemagerten Kinder an ihre Tür klopfen. Daß Kindesaussetzung in Notzeiten bei Armen ein gewöhnliches Mittel war, das wußte sie. Genug Lebenserfahrung hatte sie in ihren sechs Jahrzehnten gesammelt. Wenn aber andere die Kinder nicht wollten – ihr könnten sie eine Hilfe sein! Kindern kann man etwas beibringen und sie hatte viel zu lehren. Kinder wachsen heran und werden je stärker, je schwächer sie mit ihren Jahren wurde. Könnten das nicht die Enkel sein, nach denen sie sich immer gesehnt hatte? So viele Gedanken schossen ihr durch den Kopf. Ein starker Bursche, ein behendes Mädlein. Halfen sie ihr durch die beschwerlichen Jahre des Alters, so wollte sie ihnen alles hinterlassen, was sie auf dieser Welt ihr eigen nannte.

Arme alte Frau. So lange warst du auf dieser Welt und hast von deinen Mitmenschen soviel Übles erfahren! Doch die Hoffnung, diese mächtige Fee, vernebelt sie nicht immer wieder den Verstand der Klügsten?

Und so ließ die alte Gertrud Elisabeth Böttcher ihre zukünftigen Mörder ins Haus, ihnen gleichsam das Leben rettend. Ein Feuer zum Aufwärmen, eine Suppe gegen den Hunger – und während sich die Kinder gierig über die Suppe der guten Alten hermachten, schwafelte diese schon von ihren Träumen.

Da aber war sie an der rechten Adresse! Lernen, arbeiten? War die Alte verrückt geworden? Wer war die denn, daß sie solches Ansinnen vorbrachte! Sie war eine Ausgestoßene, eine Hexe, eine, auf die alle vom Dorfe spuckten. Nicht einmal zwingen konnte die Hexe die Kinder: Dazu war sie zu alt und zu schwach.

Doch Moment! Was erzählte sie da gerade von „allem, was ich besitze“? Da bekamen die Gören große Ohren. Das mußte schneller gehen. Gretel hatte die Idee. Sie war so plump wie effektiv. Während Gretel die halbblinde und fast ertaubte alte Frau ablenkte und Interesse heuchelte, drosch ihr Bruder mit der Brotschaufel von hinten auf den Schädel der Greisin. Frau Gertrud stöhnte auf und rutschte von ihrem Schemel. Klaffend trat ihr das Blut aus Schädel, Ohren, Nase und Mund.

Auf dem Lehm Boden der Hütte lag zerschmettert ein Mensch, die Frucht einer einst großen Liebe zwischen der Elisabeth Böttcher und ihrem Staschko. Betreten sah sich das Mörderpärchen an. Dann verfiel der kleine Halunke in einen wahren Blutausch. Immer wieder trat er der Sterbenden in den Bauch und ins Gesicht: „Da hatt du, verruchte Hex, Teufelsbraten, Satansliebchen,...“ und was er an Verwünschungen mehr aufgeschnappt hatte. Kurze Zeit später hatte die Gertrud Elisabeth Böttcher ihr armes, einsames Leben an ihren Gott zurückgegeben, der sie so unverschuldet, verräterisch und bitter im Stich gelassen hatte.

Vor Angst halb irr fauchte der Kater. Gretel warf einen Stein nach ihm: „Heb dich fort, Höllenbiest!“ Das Tier entfloh.

Die Kinder wußten nun, wo sie sich befanden. Die Hexenhütte war ja weit bekannt. Auf dem Nachhauseweg, bepackt mit den Habseligkeiten der Erschlagenen, bastelten sie schon an ihrer Geschichte, die sie vor Rad und Galgen retten sollte.

Bereitwilligst wurde das Lügengebräu über die Geschehnisse von den Dörflern aufgenommen. Zu verhaßt war die Gertrud Elisabeth Böttcher den Leuten gewesen. Und zu viele Leute hatten ihre Schulden bei der alten Frau nie bezahlt. Doch ein Kommissär aus der Residenz nahm sich der Sache an. Hänsel zog es vor, aus dem Dorfe zu verschwinden, ehe ihn der Büttel greifen konnte und schloß sich einer durchziehenden Söldnerhorde an. Ein walachischer Obrist nahm ihn als Troßbuben in seine Kompanie, zum Dank dafür, daß ihm Hänsel anvertraute, wo der Alte seine Notgroschen vergraben hatte. Das ersparte dem alten Vater wenigstens eine längere Folter. Die Ziege hatte ihm die gesalzten Fußsohlen abgeleckt und der Alte wollte sich schon totlachen, als ein besonders witziger Landsknecht auf den Einfall kam, den Kossäten Johann Christoph Scheller auf einem angespitzten Pfahl Platz nehmen zu lassen. Das Holz, das mit aller Gewalt dem Manne dort eindrang, wo er sich eigentlich seiner Notdurft entledigte, endigte sein Leben in Minuten.

Nicht ganz so gut hatte es die Stiefmutter, die – in ihren besten Jahren stehend – vom halben Regimente bis zur Ohnmacht vergewaltigt wurde. Irgendwann verdrehte sie jämmerlich die Augen, brüllte vor Schmerzen und erbrach sich unter einem Sergeanten. Angewidert ließ dieser von ihr ab und drosch der geschändeten Frau unter einem wilden Fluch, begleitet vom johlenden Gelächter seiner Kameraden, eine Mistforke in den Bauch. Die Forke brach

Herr Houellebecq, ein Faun und seine Weihnachtsbotschaft

Jules-Francois Savinien Lemarcou

Ein Faun liest die „Plattform“ von Michel Houellebecq. Ein Skandalbuch? Daß ich nicht lache! Es ist das Credo des Landboten, welches hier verhandelt wird. Nicht mehr und nicht weniger. Hier treffen sich Menschen, die zum Schreiben nicht den Federkiel ins Tintenfaß tauchen, sondern den Finger erst in den Salznafp und dann in die blutige Wunde. Solange, bis man vor Schmerz schreit. Man? Ja, die anderen und man selbst – weil man ein untrennbarer Teil der „Anderen“ ist. Wozu das gut sein soll? Weil es ein reinigendes Feuer ist, was da brennt; was einem die rostige Schicht aus Selbstbelügung und Selbstbetrug hinwegsenkt. Betrug – und sei es der an sich selbst – lindert bestenfalls den Augenblick. Die Zinsen aber, die er für diese ominöse und sehr suspekthe Dienstleistung einfordert – die sind jedesmal schwindelerregend.

Wir kommen ins Nachdenken. Wir, das sind die alten attischen Faune, die wir von den Byzantinern, den frühen Frömmern, die sich Christen nannten, samt unseren Vätern Dionysos und Pan aus unseren Hainen vertreiben wurden.

Paulus, dieser in alle Ewigkeit verdammte Demagoge der guten Absichten, dieser Frauenhasser und Stammvater aller bigotten, katholischen Mucker und pruden Calvinisten, Paulus hat seinen armen Opfern einen Teufel an die Wand gemalt, den er uns nachempfand: Hörner trugen wir und Bocksfüße. Jawohl! Das taten wir wirklich. Denn mit den Zickenböcken verband uns unsere Neugier auf die Welt, unsere ungehemmte Lebenslust und unsere freie Sexualität! Das war den Moralisten, die es sicher gut meinten, zutiefst suspekt. Sexualität, dieser mächtigste Magnetismus seit den Zeiten der zweigeschlechtlichen Evolution, wurde von ihnen als die Ursache erfahren für alle Aggressivität in der menschlichen Gemeinschaft. Das ist so abwegig nicht: der Kampf um einen begehrten Sexualpartner war schon immer ein Spielfeld der Aggression. Wie er auch immer ausging, zu den Verlierern gehörte in aller Regel die Gemeinschaft, die am Ende dieser Rangelei oft mindestens ein wertvolles Mitglied, wenn nicht derer viele, verloren geben mußte. Daher die Entwicklung der rigiden Moralentwicklung, die strengen Gesetze in puncto Sexualität, die ihren Ursprung in den Zelten der arabisch-semitischen Beduinen vor dreitausend Jahren fand.

Andere Gesellschaften gingen mit dem natürlichsten Trieb der Welt adäquater um und fuhren nicht schlecht dabei. Seien es die alten Inder, die alten Japaner, Etrusker, Hawaiianer, Tahitianer, Ägypter, Chinesen, Hellenen, Griechen – ach, die Reihe ließe sich beinahe beliebig fortsetzen. Auch unsere Vormütter und -väter im Alten Europa verehrten heilige Kessel und Speere als durchaus nicht mißzudeutende Vagina- und Phallussymbole, betrieben freizügige Fruchtbarkeitskulte, feierten wie die alten Babylonier rituelle Vereinigungen zwischen Frau und Mann. In diesen Feiern lag eine lebensbejahende Philosophie, die auch genug Respekt vor der andersgearteten Kreatur aufzubringen in der Lage war. Baum und Tier gehörten zum Kanon des Lebens und erfuhren entsprechende Wertschätzung.

Erst das verhängnisvolle Christentum, dem es gefiel, den jüdischen Monotheismus zu sublimieren, rückte den Menschen fatalerweise in den Mittelpunkt der Welt. Niemand wird ernsthaft die Verdienste dieses Monotheismus' um den Lebenserhalt des wohl gequältesten Volkes der Welt bestreiten wollen. In der Hand der expansiven Christen jedoch wurde er zu einer Waffe, die statt der verheißenden Erlösung der Menschheit den sicheren

am Stiel ab, was das Höllengesindel zu weiteren höhnischen Bemerkungen veranlaßte. Die Frau krümmte sich um den Holzstumpf und verschied qualvoll. Die Gretel brauchte nur zwei Landsknechte über sich erdulden, die ihr die Jungfernschaft nahmen. Sie quiekte wie ein angestochenes Ferkel. Dann wurde sie von einem Feldwaibel aus ihrer mißlichen Situation zunächst befreit, indem dieser mit zwei wuchtigen Faustschlägen das Gelichter von dem Mädchen herunterprügelte. Der Waibel verkündete, daß er beabsichtige, „sich eyn neue Hur zuzulegen, die alte hätt nit mehr alle Zähne im Maul, woraus sie auch förchtelich stinke.“ Auch er erntete dröhnendes Gelächter. Dann fiel er über die Elfjährige her. Von ihm bekam die Gretel zum Einstand die Syphilis, an der sie sechs Jahre später in einem böhmischen Wald elend verreckte. Zuvor wurde sie als abgetakelte Regimentshure nackt und unter großem Gelächter aus dem Feldlager gepeitscht. Nur einen Monat später geriet die walachische Kompanie in einen Hinterhalt geplündelter Bauern und wurde vollständig zerrieben. Dem Johannes Christoph Scheller, genannt Hänsel, wurde ein Strick um den Hals geworfen und seine sterbliche Hülle am Ast einer gewaltigen Ulme heraufgezogen, bis er seine Zunge herausstreckte und wild mit den Beinen um sich schlug, an denen ihm Kot und Urin herabließen.

Na, Kinder, gefällt euch das auch? Das ist kein Märchen – das ist die Wahrheit! Die nackte Wahrheit, so nackt, wie der geschundene Leib der syphilitischen Gretel, als ihn die Füchse fraßen. Das ist die Wahrheit über Menschen, die man von der Leine gelassen hat und die keinem Gesetz und keiner Moral mehr folgen. Das ist die Wahrheit, wie sie uns jeder Krieg und jedes Pogrom vor Augen führen, mit denen sich „die Krone“ von Gottes Schöpfung seit Anbeginn der Welt bedachte. So geht es wirklich zu. Aber das will keiner wissen. Am Wenigsten die, die dafür verantwortlich sind.

Bei jener Heimsuchung des Dorfes G. übrigens löschte der Tod alle Standesunterschiede aus. Die Knechte und Mägde wurden gleichermaßen geschunden wie die Großbauern, der Schultheiß und der anständige Nachfolger des verkommenen Pastors Trögler. Den jungen Geistlichen fand man vor seiner Kanzel. Man hatte ihm mit einer Petrusfigur vom Altar die Knochen einzeln zerbrochen, weil er das Versteck der wenigen Habseligkeiten nicht preisgeben wollte, welche die Kirche von G. besaß. Tot waren alle vom Pulcken-Hof. Überlebt hatte vom ganzen Dorfe nur der alte Valentin Kramer mit seiner zwölfjährigen Enkelin Ursel. Justament in die ihm bekannte Hütte seiner Jugendfreundin Gertrud Elisabeth Böttcher war der Stellmacher des Dorfes geflüchtet, er, der über die Trude nie ein schlechtes Wort verloren hatte und der ihr alles auf Heller und Pfennig zahlte, was sie je für ihn tat. Ja, der ihr so manches Mal heimlich etwas zukommen ließ – ihre Hütte schützte nun ihn. Denn die Gegend war bei der Bevölkerung so verrufen, daß sich nicht einmal die verrohtesten Landsknechte dorthin wagten.

So überstand er die furchtbare Zeit, während das Dorf G. einige Jahre wüst daniederlag. Irgendwann, es muß um 1650 gewesen sein, siedelten sich neue Leute an. Der alte Valentin, der just sein achtzigstes Jahr vollendet hatte, sah vom Waldrand auf das neu entstehende Dorf, faßte seine Enkelin bei der Hand und sagte leise: „Urschele, dat seyndt niege Lüid, aber du wirst seihn – hüür, wat ick di seggen tu: dat seyndt doch die ollen! Dat seyndt ümmer dieselben. Die Lüid wiern nie anners wiern.“ Über die runzlige Haut seines stoppelbärtigen Kinns aber rann eine Träne.“

** Plattdüütsch, „Urselchen, das sind neue Leute, aber Du wirst sehen - höre, was ich Dir sage: das sind doch die alten! Das sind immer dieselben. Die Leute werden nie anders werden.“

Untergang bringen wird. Selbst jetzt, wo der Einfluß des Christentums und seiner Moralvorstellungen im Schwinden begriffen ist – die Prägung des Menschen auf den schrankenlosen Egoismus seiner Gattung sitzt zu tief. Mütterchen Natur duldet eine solche Egomanie nicht lange. Mit sich wird der Nackte Affe die meisten seiner Mitkreaturen in den Abgrund reißen, bis auch die letzte Spur von ihm in nur wenigen tausend Jahren getilgt sein wird, und ein von verlogener Moral befreites Leben sich nach Darwin'schen Prinzipien neu zu organisieren vermag.

Wir werden die menschenfreundlichen Aspekte und Ansprüche des wahren Christentums immer ehren. Dennoch wird diese Religion uns, in deren Herzen die Tempel der alten Götter noch immer fest und solide stehen, fremd bleiben und unheimlich.

Ein Faun lebt in dieser Welt, nicht in einer ominösen jenseitigen. Das Wesen der Nymphe trachtet auf die Freuden des Hier und Jetzt. Was danach kommt, kommt danach und ist eine Sache von später. Das Gedrohe mit Höllenpein und ewigem Feuer schreckt uns nicht. Denn es ist ein horribler Nonsens, geschaffen, um die Lebenden in Zucht und Zaum zu halten. Wir versagen dem Christengott unseren Respekt nicht. Aber den falschen Propheten, die in Seinem Namen auftreten und sich unentwegt für die wahren ausgeben und kein anderes Geschäft betreiben, als ihren Mitmenschen das Leben zu verhageln, denen schwören wir von ganzem Herzen ab. Sollen sie sich in ihren Himmel scheren, oder in ihre Hölle, was uns Eines zu sein dünkt. Wir aber wollen lustig und bocksfüßig und fröhlich meckernd durch unsere Haine springen und uns freuen, wenn sich Zweie oder unseretwegen auch mehrere so von Herzen verwöhnen. Und wenn es nur Einer ist, oder Eine, die sich selbst für ein paar Minuten diese Freuden bereitet, dann wollen ihr die Wangen streicheln hinterher, und sprechen: Brav so, frisch drauflos gelebt, mit allen Sinnen und Freuden, die euch gegeben sind, solange ihr es vermögt! Denn darin liegt der eigentliche Sinn dieses Lebens – daß man Freude an ihm habe. Das nun ist unsere heidnische Weihnachtsbotschaft. Möge sie lauter und heller klingen, als jede Glocke, die zu Buße und Reue ruft und mit jedem Glockenschlag das Wort „Sünde“ in die Welt hinausblökt.

Den Widerhall unserer Botschaft aber vernehmen wir mit Freuden aus der irischen Grafschaft Cork, in welcher der Dichter Houellebecq seine Zelte aufgeschlagen hat. Wir sind nicht die einzigen, die so denken. Und das tut gut.

Herr Wittwer und die Weihnachtsbotschaft

S. M. Druckepennig

Gutgelaunt klopfte mir gestern abend der Herr Hauptschriftleiter des Preußischen Landboten auf die Schultern, als ich schon meinen Paletot übergeworfen hatte und schon halb aus der Tür auf dem Wege zum Bahnhof war: „Wie Sie wissen, lieber Herr Druckepennig, feiert das abendländische Christentum am 24. Dezember die Geburt ihres Heilands. Sie erinnern sich doch des armen, etwas sozialrevolutionär angehauchten Wanderrabbis und Zimmermanns Joshua aus Nazareth, den die Römer so grausam zu Ostern bei Jerusalem ans Kreuz genagelt hatten! Nun diese Lichtgestalt, deren Kult in die Mithras-, Dionysos- und Osiris-Tradition eingearbeitet wurde, verlangt nach einer alljährlichen Weihnachtspredigt. Einzige Anforderung: Umsonst muß sie sein! Hören Sie? Völlig umsonst. So wie der alljährliche Pflichtgottesdienst. Das muß weihevoll zur Weihnachtsgans abgestimmt werden. Und da der Gottessohn gewissermaßen Ihr Verwandter ist,

haben Sie in diesem Jahre die ehrenvolle Aufgabe, unsere Leser mit einer entsprechenden Grußbotschaft zu beglücken! Und nun, gute Fahrt und grüßen Sie mir des Reiches Hauptstadt.“

Bumms, die Tür war zu und ich stand da. Was schreiben? Es gibt schon so unendlich viel Schmonzes auf diesem Gebiete. Angefangen vom kleinen Wurstblatt bis hin zu den Sprechblasen der Herrn Bundespräsidenten.

Herr, was tun? Doch siehe: nicht fern ist der Herr denen, so nach ihm rufen aus der Tiefe des Abgrunds! Da ließ doch irgendein Manager im Coupe der Reichsbahn eine Ausgabe des Handelsblattes vom Dezember 2005 liegen, die eine Beilage beinhaltete. „Why not!“, „Warum nicht?“, so ist sie getitelt. Ja also, warum nicht? „Lifestyle im Handelsblatt“ prangt mir als erklärender Untertitel entgegen. Das macht neugierig, klingt vielversprechend. Schon bei Seite 6 werde ich fündig. „Lebensstil heißt auch, man soll nicht versuchen, jemand zu sein, der man nicht ist“, verkündet ein gewisser Reto Wittwer den Lesern des Magazins. Wenn das nicht ein Aufhänger ist! Danke Herr, ich bin gerettet!

Reto Wittwer also... Wer ist der Mann und was will er. Vorgestellt wird er als Präsident der Kempinski-Hotelkette. Aha. Ein ziemlich mächtiger Gastwirt also. Und worum geht's? Gleich in der nächsten, fettgedruckten Zwischenzeile erklärt Herr Wittwer: „Die Uhr kann sehr teuer sein, aber trotzdem die falsche Aussage machen.“ Klingt überzeugend. Welche Aussage kann sie denn machen, die sehr teure Uhr? Ich hoffe, sie kann eine zutreffende Aussage über die Zeit machen. Das ist schließlich ihr Beruf. Doch Herr Wittwer sieht das differenzierter. Für ihn zählt darüber hinaus, ob es sich um eine Patek Philippe handelt, oder um eine diamantbestückte Rolex. Eine Nobeluhr soll man sich umbinden, wenn man mit arabischen Geschäftsleuten zu tun hat, eine andere, wenn einem ein deutscher Bankier gegenüber sitzt. Die Patek-Philippe läßt sich im Zusammenspiel mit einem T-Shirt tragen, erfahren wir aus dem Munde des stylishen Wirtes. Das würde Akzente setzen. Muß ja nicht immer ein Anzug von ZEGNA sein, von denen Herr Wittwer vierhundert (in Zahlen 400) besitzt. Mein Nachbar ist so freundlich, ein Auge auf meine Sachen zu werfen, dieweil ich das Klo des Zuges mit meinem Mageninhalt bedenke. Irgend etwas wird wohl heute nicht ganz kosher gewesen sein...

Also, dreißig Uhren besitzt der Herr Wittwer. Wir freuen uns für ihn. Vielleicht ist es ihm auf diese Weise gelungen, die Zeit zu dehnen. Bei dreißig Uhren...

Kurz bevor sich die Buchstabenreihen vor meinen Augen zu verquirlen beginnen, erfasse ich noch, daß für Herrn Wittwer die Automarke im Prinzip keine Rolle spielt. Es darf auch mal ein SMART sein, oder ein Fiat 600, solange man das Gaspedal mit Schuhen von Moreschi tritt, spielt das gar keine Geige! Welch ein spartanischer Pragmatismus. Recht hat er. Der Zug saust gerade an der AVUS vorbei durch den Berliner Grunewald. Wir fahren – auf der Autobahn ist Stau. Es spielt wirklich kaum eine Rolle, in welchem Auto man keinen Meter vorwärts kommt. Hauptsache Schuhe von Moreschi. Damit man die verbleibenden zehn Kilometer zum Wirtshaus auch laufen kann.

Eine Aussage macht er uns sogar noch zwischen den Zeilen, der Herr Nobelgastwirt Wittwer: Wie gut er es versteht, seine Gäste zu melken und seine Angestellten auszubeuten. Mein christlich angehauchter Herr Chefredakteur fährt einen dreizehn Jahre alten Galant, den er abgöttisch liebt und ansonsten mit der Eisenbahn – grad' so wie ich. Die Zeit wird ihm von einer Bergmann 1962 angezeigt, für die er 14 Euro incl. Versandkosten bezahlt hat und die sehr schlicht und formschön ist. Für Fest- und

Feiertage besitzt er noch eine Uhr mit dem Bild und einem eingearbeiteten Steinchen der Dresdner Frauenkirche, mit deren Erwerb er seinerzeit den Wiederaufbau des geschundenen Gotteshauses seinen bescheiden Mitteln entsprechend unterstützen wollte. Dresden und sein Juwel liegen ihm sehr am Herzen. Soviel zu seinem Stil.

Ich indessen bin mittlerweile eingeschlafen und habe meinen Zielbahnhof Friedrichstraße verpaßt. Zu öde, zu hohl, zu ermüdend war dieser ganz sinnfreie Stumpsinn, den das Handelsblatt seiner Klientel vermittelte. Erschreckend dabei ist nicht einmal, daß sich ein sicherlich gut ausgebildeter Mann wie Herr Wittwer zum Sprachrohr dieses unsäglichen Bockmistes macht, während mehr und mehr Menschen auf der Welt an Unterernährung verrecken und mehr und mehr Deutsche nicht mehr wissen, wie sie den nächsten Mietzins entrichten sollen. Wir neiden ihm seinen Wohlstand nicht. Aber muß man mit einer solchen holzhackerischen Unsensibilität über diese schwachsinnige Verschwendungssucht schwadronieren? Muß man das? Zumal Herr Wittwer seine Ausführungen noch mit der schier unerträglichen Selbsteinschätzung beschließt, er empfinde sich als eher unmaterialistisch und eine pseudophilosophische Sentenz als Sahnehäubchen obenauf kleckert. Weitaus erschreckender ist jedoch das mit Sicherheit existierende Publikum, das dem Handelsblatt diesen blasphemischen Schwund begeistert aus der Hand frißt. Ohne dessen Präsenz käme kein Chefredakteur auf die Idee, eine solche geistig-kulturelle Wüste zu publizieren.

Würden wir Vater Johann Sebastian Bach den Artikel zeigen, er würde es nicht begreifen, wovon hier überhaupt die Rede ist. Er, der Unsterbliches schuf, hatte keinen Sinn für gottverhöhnen Luxus. Legten wir das Geschreibsel unseren Landesvätern vor, dem Großen Kurfürsten, dem Soldatenkönig oder unserem Großen Friedrich, sie würden ganz sicher den Gehstock Friedrich Wilhelms I. auf dem Rücken Herrn Wittwers, seines Interviewers und ihrer Leserschar tanzen lassen – ganz stylish – in deutscher Buche gefertigt.

Nein, man bekommt Alpträume. Sicher kein Artikel für den Tannenbaum, das gebe ich zu.

Kurz vor dem Ostbahnhof weckt mich mein Mobiltelefon. Herr Bajun bittet mich, ihm aus der Staatsbibliothek etwas Material über den sogenannten Roten Terror im Kontext der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution in Rußland mitzubringen.

Er ist baß erstaunt, als ich ihm verkünde, ich hätte da schon etwas für ihn bei der Hand. Dieser Auszug aus einer Handelsblatt-Beilage würde zwar keinen direkten Bezug auf die Ereignisse von damals herstellen, wohl aber erklären helfen, warum die hungerleidenden bolschewistischen Habenichtse in dem Augenblick völlig ausgetickt sind, als ihnen die Geschichte die Gelegenheit dazu bot. „Die Herren aber machen das selber, daß ihnen der arme Mann feind wird“, wußte schon der Dr. Thomas Müntzer den arroganten, ignoranten und blasierten Verschwendern ins Stammbuch zu schreiben.

Wenn sich zur Ausbeutung noch die offene Verhöhnung der Ausgebeuteten gesellt, dann ergibt das eine ähnlich explosive Mischung wie Wasserstoff und Feuer.

Wir wünschen unseren Lesern und vor allem Herrn Wittwer, und seinesgleichen ein vor allem besinnliches Weihnachtsfest. Und das sie sich dessen erinnern mögen, wofür mein Landsmann Joshua aus Nazareth den Kreuzestod erlitten hat.

Übrigens, aus gut informierten Kreisen erreichte uns die Nachricht, daß es sich bei der Wortmarke SNOB um eine Abbeviatur handele: Sine Nobilitas.

Amen

Inimicus inter muros

oder die blinde Frau auf der Brücke

B. St. Fjollfross

Matthias Claudius, über den mein verehrter Herr Kollege Druckepennig zeitgleich schreibt, wandte sich an seinen Sohn Johannes mit den Worten: „...Sie meinen auch, daß sie die Sache hätten, wenn sie davon reden können und davon reden. Das ist aber nicht, Sohn. Man hat darum die Sache nicht, daß man davon reden kann und davon redet...“

Diese Mahnung trifft uns ins Herz und wir sind versucht, sie als Motto in unserer Redaktionsstube auszuhängen. Unser unseliger Ladenschwengel mußte die Evidenz dieser Worte am eigenen Leibe erfahren. Er ist ja so kein schlechter Kerl, der Lehrling. Und leidlich begabt ist er auch. Mitunter lassen wir ihn schon mal zur Feder greifen. Dann legt er los. Dann stürmt er vor: ein Ritter, gewappnet in strahlender Rüstung, gegürtet mit dem Schwerte Gottes. Dann drischt er ein auf den allmächtigen Erzfeind – die finstere Mikrobe der menschlichen Dummheit. Ein würdiger Lehrling des Landboten! Versteht sich der Landbote doch als Vorposten, als Festung in diesem aussichtslosen Kampf gegen diesen furchtbaren Gegner. Sind wir aber darum gefeit gegen den Feind? Macht unser Kampf, unser Ziel uns schon zur Gralsburg Montsalväs? Sind wir immun? Oder sind wir nicht vielmehr ähnlicher den tragischen Vesten Montsegur und Massada, die am Ende der Übermacht erlagen? Diese Frage ohne Selbstbetrug zu klären, ist geradezu essentiell für einen guten Soldaten. Na, sehen wir mal, ob sich der Feind schon eine Bresche geschlagen hat durch unsere Mauern:

Ein wunderschöner, lichtblauer Herbsttag. Unser Jungritter eilt auf seinem Stahlroß durch die märkischen Wälder auf die Redaktion zu. Er kommt vom Brandenburger Hauptbahnhof. Die Route, die er wählt, mißt etwa drei preußische Meilen. Das sind beinahe 23 Kilometer. Ein günstiger Ost bläst ihm unterstützend in den Rücken. Der Weg ist ausgezeichnet und beinahe menschenleer. Er fliegt nur so dahin. Als er das Dorf Kirchmöser hinter sich läßt, sieht er auf die Uhr. Excellent! Wenn nichts mehr dazwischen kommt, könnte er es unter einer dreiviertel Stunde schaffen. Rekordverdächtig. Die alten Zausels in der Redaktion würden Augen machen. Ja, der Bursche hat richtig Bums in den Knochen!

Am Obelisk saust er vorbei, der den Beginn des letzten Kilometers markiert. Jetzt nur noch über die Seegartenbrücke, dann sind's noch achthundert Meter. Sieht gut aus.

Nee, sieht es nicht! Die Seegartenbrücke wird derzeit neu gebaut. Die Behelfszufahrt ist ein Nadelöhr, in dem kaum zwei Fußgänger aneinander vorbeikommen. Velozipedisten werden aufgefordert, abzusteigen und den Drahtesel zu schieben. Zwanzig Meter nur, auf beiden Brückenköpfen. Doch das kostet wertvolle Sekunden. Wer macht das schon! Die alte Frau, die ihren Drahtesel gerade in den Schlauch hineindirigiert, die macht das. Unser Fritze stöhnt auf. Himmelherrgottsakrament! Es ist kein Vorbeikommen. Er bedenkt die Frau mit einigen hingemurmelten Flüchen und Verwünschungen. Da – sie ist durch! Nun aber beiseite und Platz

gemacht! Hurtig! Nein, wieder nicht – umständlich hantiert die alte Frau erst mit ihrem Gefährt. Es ist zum Weichwerden! Mit einem Mal scheint sie des Burschen Anwesenheit zu registrieren.

Erschrocken dreht sie sich um. Und jetzt kommt's! Ist das die Stimme Gottes aus dem Wettersturm? Ist das Bastet, Urd, Gna, Pallas Athene, gar die Urmutter selbst, die da zu ihm spricht im Namen des Verstandes: „Entschuldigen Sie bitte, junger Mann! Ich habe Sie nicht gesehen. Ich habe doch nur ein Auge. Verzeihen Sie!“

Der saß! Aufgewacht, Fritze? Mit einem einzigen, leise und freundlich gesprochenen Satz war der strahlende Glanz der Rüstung des Ritters im Dienste der Dame Prudentia dahin. Verbeult saß er jetzt da, wie ein begossener Pudel, die schimmernde Wehr nur noch ein schartiger Prügel. Was zählen jetzt noch die Sekunden? Hast du nicht selbst mit der Feder gewettert gegen die hirnlosen Raser?

Hast du nicht gefragt, was sie anfangen mit den so riskant herausgeschundenen Sekunden? Was an dieser kurzen Zeit so wertvoll ist, daß man um ihretwillen Leib und Leben aufs Spiel setzt? Und jetzt erschrickst Du selbst eine alte, halbblinde Frau um eines lächerlichen Zieles willen, die sich noch dazu völlig korrekt verhielt?

Die Mikrobe der menschlichen Dummheit, der gnadenlose Todfeind eines jeden Landboten, hatte in unserem Moses eine mächtige Bresche geschlagen. Die alte Frau fluchte nicht. Sie entschuldigte sich bar jeder Ironie. Damit hatte die – vielleicht unbewußt – den Eichel Daus, das Kreuz As ausgespielt. Unser Fritze wäre kein echter Landbote gewesen, wenn er die Botschaft des Augenblicks nicht ad hoc begriffen hätte.

Tiefrote Scham! Doch dabei darf man es nicht bewenden lassen. In sich gehen, besser machen – das ist das zwingende Gebot.

Wir sind nicht immun. Keiner von uns. Es wäre die größte Dummheit, diesem Irrtum zu verfallen. Die Schwachstelle muß benannt werden, der Feind wird zurückgeschlagen, die Mauer geflickt und verstärkt. Und dann bereiten wir die nächste Offensive vor! Eins in die Fresse tut weh, aber es bringt uns nicht um. Uns macht es stärker.

Wichtig ist nur, daß man diesen lebenslangen Kampf mit wachem Verstand führt, bar jeden Selbstbetrugs, bar jeder Schönfärberei – aber auch bar jeder Selbsterfleischung. Jede Niederlage birgt auch den Keim eines zukünftigen Sieges in sich. Und das soll uns auf unserem Posten halten, treu und fest. Gott will es!

Königs Geburtstag 2006

K. K. Bajun

Am 24. Januar 2006 wäre Friedrich der Große 294 Jahre alt geworden. Zu diesem Anlaß lud Herr Professor Dorgerloh, der amtierende Generaldirektor der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten, zu einer feierlichen Soiree ins Schloß Glienicke.

Malerisch am östlichen Havelübergang zwischen Potsdam und Berlin gelegen, gleichsam zum Schloß Babelsberg hinübergrüßend, gab die kleine Perle unter den Hohenzollernschlössern inmitten der lieblichsten Landschaft Brandenburg-Preußens eine würdige Kulisse des großen Königs

zu gedenken. Berlin und Potsdam – hier hatte er gelebt, hier hatte er seinen Wirkungsmittelpunkt.

Als Festredner gelang es Herrn Dorgerloh, Herrn Dr. Wolf zu verpflichten. Der von Kennern der Berliner Literaturszene mit hohem Lob versehene Schriftsteller und literarische Vater des detektivischen Küchenchefs seiner Majestät Friedrichs des Großen, Honore Langustier, ließ mit seiner Rede zum Thema: „Wieviel Fiktion verträgt Preußen?“ keinen Zweifel an der Wahl Herrn Dorgerlohs.

Obleich mit der Wucht und der Autorität der klassischen Denker gewappnet, avancierte Herr Dr. Wolf mit leichter Hand gegen die orthodoxen Historiker, deren allzu strenger Umgang mit der preußischen Vergangenheit das Bild vom grimmen, notorisch blaffenden, ewig stechschreitenden Kommiß im blau-roten Rock nicht vergehen lassen will.

Preußen war das Land von Disziplin und Ordnung. Aber das schloß doch Phantasie, Lachen und die Kunst des Fabulierens nie aus! Ganz im Gegenteil: Aus dem Ruder lief die ganze Geschichte erst, als uns diese Fähigkeiten abhanden kamen.

Herr Dr. Wolf hat uns die Gestalt unseres überragenden Königs in seinen Preußen-Krimis auf Tuchfühlung nahe gebracht. Ein erhabenes Denkmal Unter den Linden ist gut und schön.

Aber wir feiern den Geburtstag dieses Mannes, weil sein Leben, seine Vorgaben, sein Vorbild ungebrochen in unsere Biographien hineinwirken. Sie müssen das tun, sonst hören wir auf, Preußen zu sein. Er ist das Urmeter, er ist die Richtschnur.

Wir bedürfen keines makellosen Götzen, auf Hochglanz poliert. Wir brauchen das wahrhaftige Bild dieses Friedrichs. Wir, seine Landessöhne und -töchter können mit seinen Schattenseiten leben, denn sie sind läßlich.

Wir akzeptieren diese banalen Ansatzpunkte der Kritik, weil sie geradezu herauskristallisieren, was wirklich wichtig ist und wo die Fundamente großer Taten realiter zu suchen sind. Wir vermögen das am Urgroßvater des Großen Königs eingehend zu studieren, am Vater – und in höchsteigener Person – an ihm selbst. Herr Dr. Wolf spannte in seinen Werken und in seiner Festrede gekonnt den Transmissionsriemen zwischen der absolut ernstzunehmenden Persönlichkeit König Friedrichs und seinem brillanten, seinem gefürchteten, seinem ewig lauernden Humor. Wer diesen so geschickt und authentisch wiederzugeben vermag, der hat das Recht, für seine Themata einen historisierenden Ansatz zu wählen, zumal das Spiel zwischen Fiktion und Wirklichkeit allerorten betont wird.

Die Mehrzahl der anwesenden Gäste, zu denen unter anderem SKH Dr. F.W. von Preußen und der Generaldirektor i.R. der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten, Herr Giersberg zählten, dürften mit ihrem Applaus über eine bloße Höflichkeitsbezeugung weit hinaus gegangen sein. Das Büffet im übrigen faßte mancher Anwesende als eine direkte Referenz an den kriminalistischen Küchenmeister Herrn Dr. Wolfs auf. Die Damen und Herren, deren Kunst die kulinarischen Kompositionen schuf, gaben eine lebhaftige Vorstellung dessen, was Monsieur Langustier dem aus verständlichen Gründen leider abwesenden Jubilar zu offerieren imstande war.

Diese Geburtstagscour war so ganz auf die Persönlichkeit des Königs abgestimmt: Leise, geistvoll, dezent und erlesen! Ihn hätte es gefreut, dessen sind wir sicher.

Leise rieselt der Schnee

-zum Dacheinsturz der Bad Reichenhaller Eissporthalle

von Herrn B.St.Fjöllfross

Schnee – Welch eine Gabe der Natur. Wenn die Flocken herabrieseln, das wärmt so recht die Seele. Und nicht nur die Welt der Pflanzen wird vom weißen Segen schützend vor der klirrenden Winterkälte bewahrt – nein auch die Hinterlassenschaft so manchen menschlichen Fehltritts verschwand schon oft für längere Zeit unter der Winterdecke. Fußspuren, Zigarettenskippen, Knöpfe – viel schon barg der Schnee schon vor Ermittleraugen. In Bad Reichenhall aber brachte der Schnee die Sünden der Vergangenheit an den Tag, als seine Tonnenlast gleich zu Beginn des Jahres 2006 das Dach der örtlichen Eissporthalle einkrachenieß und wenigstens fünfzehn Todesopfer forderte.

Was der deutsche Michel bislang nur von den ewig besoffenen, korrupten und schlampigen Russen aus dem Fernsehen kannte, das wurde ihm nun in die gute Stube beschert.

Das waren nicht nur die Bausünden der Entstehungszeit, nicht nur die grobe Vernachlässigung der baulichen Strukturen in der Zeit des Betriebes – das war die Offenlegung des wahren Kerns der einstigen Wirtschaftsgrößmacht Bundesrepublik Deutschland, aus deren Blütezeit ja das Gebäude stammt.

Doch dazu kommen wir später. Ein etablierter Kollege meinte im Rundfunkakonisch, die Eissporthalle hätte ja immerhin 35 Jahre lang treue Dienste geleistet und vielen Menschen Vergnügen bereitet. Jawoll! So wollen wir das künftig kalkulieren: Ein neues öffentliches Bauwerk... macht fünfzehneinhalb Millionen plus Mehrwertsteuer und zehn Menschenleben.

Dafür gibt's in der Zwischenzeit jede Menge Spaß und Dienstleistungen satt. Großartig! Die Rundfunkanstalten und Medien Deutschlands müssen schon mindestens so banquerott sein, wie der Staat, in dem sie ihre Reporter herumächzen und kritzelnassen, wenn sie schon die dritte Garnitur zur Berichterstattung heranziehen müssen. Wo arbeiten die wahren Journalisten? Wo sind die hin? Ich meine die, welche sich ohne „äh“ in der Rede, aber mit Verstand hinter den Worten zu artikulieren wissen?

Dochassen Sie uns diesen traurigen Umstand nicht weiter thematisieren. Nicht an dieser Stelle.

Was auf dem Herzen brennt, ist die Feststellung, daß diese Sporthalle ein Symptom darstellt. Sie zeigt uns klar die Krankheit, an der der einst so potente Patient Westdeutschland schon seit Jahrzehnteidet, die aber erst dieser Tage so richtig zum Ausbruch kommt.

Nach dem Wirtschaftswunder wußten dieeute offenbar schon nicht mehr, wohin mit dem Geld. Woher es aber kam, das fragte kaum jemand. „Das haben wir uns erarbeitet!“ „Das haben wir verdient.“ „Wir!“ So dachten sie, die Bermuda-Shorts und Hawaiihemden tragenden Urlauber, die sich von armen Negern und Thaimädchen den Cocktail an deniegestuhl bringenießen.

Diese Botschafter des Überflusses und der Arroganz hatten genug und vollauf damit zu tun, dem Deutschen einen miserablen Ruf in der Welt zu verschaffen, der sich nur notdürftig mit harten D-Mark kaschierenieß. Da blieb nicht viel Zeit für kritisch hinterfragende Gedanken.

„Der Reichtum kam von der harten Plackerei der Erhardt'schen Wirtschaftswunderjahre“, werden Sie jetzt rufen. „Von der intensiven und extensiven Reproduktion nach der großflächigen, bombengestützten Planierarbeit während desetzten Krieges.“ Das isteider nur bedingt richtig. Ein Großteil des Reichtums kam ganz einfach unter anderem vom gnadenlosen Neokolonialismus der Nachkriegsjahre. Indio, Kuli und Neger mußten malochen und Hungers krepieren, während zwischen Rhein und Elbe das Schlaraffenland ausbrach.

Und da der Teufel beinahe konsequent auf den großen Haufen scheißt, wurde Deutschland-West immer reicher und die anderen immer ärmer. Wenn aber ein Prolet über Nacht vermögend wird, geht er selten klug um mit dem neuen Reichtum. Das deutsche Volk – Ost wie West – beherbergt nun einmal eine mächtige Proletenfraktion, die sich wahrhaft durch alle Bevölkerungsschichten zieht.

Kurz und gut, das Geld, das da war, wurde nicht nur in vollen Zügen zum Fenster hinausgeworfen – schließlich muß man ja den Wirtschaftskreislauf im Schwung halten – es wurden auch gigantische Schulden auf die Zukunft aufgenommen, die man für zwangsläufig noch rosiger hielt, als die Gegenwart an sich schon aussah. Das konnte doch gar nicht anders sein, bei dem Fortschritt von Wissenschaft und Technik, nicht wahr!

Doch der Markt kehrt sich nicht um blinde Träumer! Seine Gesetze diktieren ein Auf und Ab. Für großmäulige Hängemattenbewohner heißt es in aller Regel: Ab!

Das war der Grund, warum man der Bad Reichenhaller Sporthalle die überfällige Pflege versagte. Oder was glauben Sie, warum wir uns heute noch vereinzelt an genuinen romanischen Kirchen erfreuen können? Ganz einfach, die Nutzer dieser Kirchen waren in den folgenden Jahrhunderten zu arm, um die Gotteshäuser dem modischen Stil der Zeit entsprechend umzugestalten. Inas Vegas oder anderen Boomtowns kann ein Gebäude gar nicht an Altersschwäche zusammenfallen.

Wo der Aufschwung aber seine Dynamik eingebüßt hat und der Wirtschaftsmotor stottert, da ist es bald Essig mit Neubauten. Da reicht's dann nicht mal mehr für Notreparaturen. Kennen wir alles noch aus den Endjahren der Deutschen Demokratischen Republik. Das traf dann auch auf den Staat Bundesrepublik Deutschland zu, der spätestens seit den Endsiebzigern für alle Realisten sichtbar zu rutschen begann.

Genau dafür ist Bad Reichenhall eine symbolische Quittung, ein sprechendes Bild: Setzt man statt des durchnäßten Schnees nämlich die horrenden Staatsverschuldung ein, deren Zinsen schon nicht mehr auf das Staatsvolk wie sanfte Flocken herabrieseln, sondern mittlerweile herabrauschen wie ein sintflutartiger Platzregen, dann stellt sich die Frage, wieange das Dachgebälk Deutschlands noch halten wird. Als es am 30. Januar 1933 einbrach, begrub es mehr als 15 Menschen unter sich. Auf jedes der Bad Reichenhaller Opfer kamen damals Vier Millionen!

Eine kritische Bilanzierung und Rückkehr zu solider Arbeitsweise tut not – sowohl im Kleinen wie im Großen. Ansonsteniegen wir bald alle unter Trümmern und keine Rettungsmannschaft dieser Welt holt uns darunter hervor. Also, rauf aufs Dach und Schnee geschaufelt!

Und nicht gleich wieder nach dem fetten, fauleneben geschrieen, wenn sich die Situation wieder etwas entspannen sollte. Es währtange, alte Sünden abzutragen. Weitausänger zumindestsgt, als sie zu begehnen!

Politische Unkultur

B. St. Fjollfross

Nach dem sogenannten Fernsehduell zwischen dem amtierenden Herrn Bundeskanzler und seiner Herausforderin Frau Merkel wurde von Seiten der Großen des Reiches eifrig kommentiert und vor allem der Sieg des jeweiligen Parteigängers reklamiert.

Unabhängig von den Inhalten und den Realitätsbezügen der einzelnen Ausführungen mußten wir bestürzt konstatieren, wie sehr der Verfall einer Kultur anständigen politischen Umgangs miteinander in den deutschen Landen fortgeschritten ist.

Es ist ein Unding, eine bodenlose Respektlosigkeit, eine Reminiszenz an den Untergang sämtlicher Höflichkeitsnormen im deutschen Alltag, wenn selbst Ihre Excellenz, der Herr Bayerische Ministerpräsident Stoiber vom immer noch amtierenden Herrn Bundeskanzler als von „Schröder“ spricht.

Es wird ihm nicht weiter auffallen, zu sehr ist diese Wortwahl schon in den gemeinen Sprachgebrauch übergegangen.

Redet doch die Tippse Krause im Büro von der Putze auch nicht anders als: „Da hat die Lehmann wieder ‚n Kippen in der Ecke liegengelassen!“ Das ist Frau Lehmann, Frau Krause! Und die Frau übt einen ehrlichen und anständigen Beruf aus. Und sie hat ein gottgewolltes Recht auf Respekt vor ihrer Person, solange sie ein honetter und achtbarer Mensch bleibt.

Das gilt gleichermaßen für den Herrn Bundeskanzler!

Man mag mit seiner Politik und deren Erfolgen konform gehen oder nicht. Hier dreht es sich um ein Grundprinzip der Höflichkeit, des Anstands, der guten Kinderstube.

Vielleicht sollte man gesamtgesellschaftlich die Inflation der sogenannten „Prominenten“ eindämmen, die in der heutigen „Trash-Kultur“ oft als Eintagsfliegen aus der Gosse nach oben gespült werden. Denn nur allzuoft bringt diese Canaille die Umgangsformen des Lumpenproletariats mit in die Zirkel der Gebildeten und versucht mit Erfolg, dieses widerliche Gehabe dort hoffähig zu machen.

Wen wundert, daß ein Spitzenpolitiker wie Herr Stoiber, wie auch viele andere seiner Kragenweite, im Sinne der Stimmengewinnung versucht, volkstümlich zu erscheinen, und diesem Ungeist seine Stimme leiht.

Es ist unserer Ansicht nach verkehrt, wenn der Heilige Vater zu Rom Tennisschläger und Ferraris segnet, statt endlich den Herrn Professor Jesuitenpater Friedrich von Spee heiligzusprechen, der unendlich viel mehr für die Menschen tat, als den Pöbel mit unnützem Zeitvertreib zu beglücken. An dieser Stelle fängt es an. Hier, genau hier beginnt der Werteverfall!

Wir bitten die bayerische Staatskanzlei und Ihren Chef, als Vertreter einer werteorientierten und konservativen Partei diesem Schwund an achtbaren Umgangsformen machtvoll entgegenzutreten, statt vor ihm einzuknicken.

Wir tun dies aus tiefempfundenem Respekt vor dem Volk der Bayern und seinen Leistungen, denen gerade der Herr Schriftleiter des Preußischen Landboten viel zu danken hat.

Eine leistungsfähige Gesellschaft beruht nicht zuletzt auf der Kultur des täglichen Miteinanders, die uns von der Barbarei der Kulturlosigkeit abhebt

und unterscheidet. Vernachlässigt man diesen entscheidenden Faktor, dann übernimmt man Mitverantwortung für den kulturellen, geistigen und letztendlich wirtschaftlichen Niedergang einer Nation. Diese Kultur wird nachhaltig von oben nach unten vermittelt.

Darin insbesondere liegt die Pflicht ihrer Excellenz des Herrn Bayerischen Ministerpräsidenten, mit gutem Beispiel voranzugehen und auch und gerade dem politischen Gegner ritterlich, höflich und achtungsvoll zu begegnen.

Wir bekunden unsere Hoffnung und unser Vertrauen, daß dieser Appell aus Preußen in der liebenswerten Stadt München nicht ungehört verhalle.

Rasender Tod auf Deutschlands Straßen

Don Miquele Barbagrìgia

„Jeder hat das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit...“ Ach Gottchen, ja! So behauptet es jedenfalls der Absatz 2 des Zweiten Artikels des Deutschen Grundgesetzes, welches umzusetzen eine der prioren Aufgaben der Bundesregierung und ihrer nachgeordneten Organe ist.

Eine Legislative sorgt für die Gestaltung von Gesetzen, die das gesellschaftliche Zusammenleben verfassungskonform gestalten sollen. Soweit, so gut!

Arbeitet diese Gesetzgebung aber nun suffizient? Und – vorausgesetzt, sie tut das – was ist dann los mit der Exekutive? Das ist eine ernste Frage.

Wir wissen, daß eine unsägliche Umsetzung bestehender Gesetze in der Vergangenheit unter anderem bereits dazu führte, daß der deutsche Mittelstand und damit die gesamtdeutsche Wirtschaft schwere Schlagseite erlitt, weil die Herausbildung einer elenden Zahlungsmoral geradezu gefördert wurde.

Dutzende Kinder mußten grausam sterben, weil eine völlig überforderte und jenseits allen bodenständigen Verstandes schwebende Gesetzgebung und -erfüllung nicht in der Lage war, sie vor bereits auffällig gewordenen Kinderschändern zu schützen.

Ein ähnliches Versagen nehmen wir tagtäglich auf deutschen Straßen wahr. Das rast, das projiziert das eigene unreife, rücksichtslose und abgedrehte Ego auf den Asphalt und die Polizei sowohl als auch die Rechtssprechung stehen oft genug scheinbar hilflos am Rande des Geschehens und fischen nur hie und da mal einen Verkehrssünder heraus. Was die Exekutivorgane dann als rigoroses Durchgreifen verkaufen, das hat wohl noch nicht wirklich zu einem nennenswerten Umdenken geführt. Fahren Sie mal durch Dänemark oder Schweden in Richtung auf die deutsche Grenze. Was da eben noch mit deutschem Kennzeichen harmlos und unscheinbar neben Ihnen herzuckelte, davon sehen Sie nur noch einen Kondensstreifen, sobald das Hoheitsgebiet der Bundesrepublik Deutschland erreicht ist. Freie Fahrt für freie Irre!

Warum rasen diese völlig unterbelichteten Kamikaze nicht in Dänemark? Antwort: Weil sie genau wissen, daß ihnen entweder die Gefängniszelle neben Egon Olsen gewiß ist, oder aber daß sie nach dem polizeilichen Inkasso ihrem persönlichen Banquerott ein gutes Stück näher gerückt sind, so sie denn erwischt werden. Und diese Chance ist enorm! Denn die Kontrolldichte ist entsprechend.

Warum also bleibt es in Deutschland so oft bei leeren Lippenbekenntnissen, wenn es um die Wahrung der Verkehrsordnung dient? Einer Verkehrsordnung, die dem verfassungsmäßig garantierten Grundrecht auf Leben und Unverletzlichkeit der Gesundheit dient!

Wir haben da so unsere Vermutungen, wenngleich es sehr schwerfällt, diese stichhaltig zu belegen.

Wenn man jedoch eins und eins zusammenzählt...

Oft heißt es: ...ja, die Lobby der mächtigen deutschen Autoindustrie, die würde sich querlegen, wenn es um härtere Sanktionen menschlichen Fehlverhaltens auf der Straße ginge. Schließlich geht es um knallharte Absatzzahlen! Mag sein. Aber die Automobilindustrie ist längst eine internationale geworden. Sie müßte dann genausogut die nationale Gesetzgebung der Dänen und der Schweden aufweichen können.

Der ADAC. Auch der hat seine unbestrittenen Negativverdienste um die Erschwerung der Durchsetzung harter, gesetzlicher Maßnahmen gegen motorisierte Bösewichter. Schließlich gehören viele der Unverbesserlichen zu den Beitragszahlern, auf die man schließlich um ihrer Subsidien willen soviel Rücksicht nehmen muß, wie diese niemals ihren Mitbürgern gegenüber aufzubringen willens wären.

Aber das ist alles noch nicht des Pudels Kern! Welche Rolle spielt die deutsche Gesetzgebung und mit ihr die Exekutive selbst in diesem üblen Geschäft?

Wollen wir es mal so sagen: Hier scheint uns eiskalter Pragmatismus entgegenzuwehen, der sich nach der Devise: 'Man sollte die Kuh nicht schlachten, sondern melken –man hat unter dem Strich mehr davon,' organisiert. Wäre doch blöde, Fahrverbote von mehreren Jahren bis lebenslänglich zu verhängen, wenn ein Raser bereits zum dritten Mal auffällig wurde. Was, wenn dieser Strategie nun sein Fahrzeug veräußerte und fortan keine Steuern mehr zahlte – weder Mineralölsteuer, noch Mehrwertsteuer auf Sprit und Ersatzteile, noch zahlt er KFZ-Steuern und, und, und!

Noch schlimmer wäre es, lochte man die potentiellen Totschläger ein. Gefängnisse sind teuer. Die Gesellschaft zahlt pro Häftling kräftig drauf, und das um so kräftiger, je luxuriöser man den Gesetzesbrechern die Haft zu versüßen sucht. „Resozialisierung“ gibt's halt nicht zum Nulltarif. Und ein Rudel völlig redundanter Psychologen erst recht nicht!

Da finge es dann an, dem ohnehin schon maroden deutschen Staatshaushalt richtig weh zu tun. Das riskiert niemand. Fromme Sprüche, ja! Willenserklärungen und eine Fernsehsendung „Der 7.Sinn“ – das kostet alles nicht die Welt. Aber wirksam durchgreifen, rücksichtslosen Rasern unmißverständlich klar machen, daß man das Leben und die Gesundheit anderer Menschen und Kreaturen wirklich und wahrhaftig als höchstes Gut bewertet, höher als jeden Finanzbetrag, das sei ferne! Denn da geht's an die Substanz, und zwar die Einzige, die zählt – das Geld!

Es ist die Einstellung des Michels zu sich selbst, die da zum Ausdruck kommt. Jedes Volk hat die Gesetze, die es verdient. Uns tun die Opfer in der Seele leid. Die Verkrüppelten, die Schmerzen Leidenden, die Hinterbliebenen, die eine Tragödie zu erdulden haben, weil manche Zeitgenossen zwar nicht begründen können, was sie mit den per Raserei herausgeschundenen, eventuellen drei Minuten so Überlebenswichtiges vor hatten, nichtsdestotrotz aber nicht anders können, als tagtäglich ihre Unreife, Dummheit, Primitivität und ihr

asoziales Ego in pure mechanische Gewalt umzusetzen. Daß diese Unholde sich sehr wohl zu benehmen wissen, können wir schon erwähnt häufig genug beobachten, wenn sie ihre Hilfsboliden durchs rigoros durchgreifende Ausland steuern. So bleibt uns nur die bedauerliche Schlußfolgerung, daß es in Deutschland entscheidend an politischem Willen mangelt, den normalen zwischenmenschlichen Anstand auch auf den öffentlichen Verkehrswegen zum verbindlichen Allgemeingut zu erheben. Statt dessen werden die Gesundheit und das Leben der Opfer für Geld verschербelt. Ein Artikel des Grundgesetzes, unseres gemeinsamen kostbarsten Gutes, unserer bedeutendsten Errungenschaft, verkommt vor unseren Augen zu einer hohlen Farce! Kein deutscher Demokrat sollte das widerstandslos hinnehmen!

Seinen diesbezüglichen Willen deutlich artikulieren und seine Realisierung erzwingen zu können, respektive bei mangelnder Erfüllung mit Force zu intervenieren – daß sind die unschätzbaren Vorzüge, die ein demokratisches System seinen Menschen bietet. Wer aber mit solchen Segnungen bedacht von diesen keinen Gebrauch bezüglich der eigenen Bürgerinteressen macht, der macht sich an den Opfern beinahe so schuldig, wie die von uns attackierten Täter.

Übrigens, wie gut, daß der Gesellschaftsverband der Zellen, die einen menschlichen Körper ausmachen, keiner sentimental Gefühlsduselei verfallen ist! Auch im menschlichen Organismus versuchen täglich einige hunderttausend entartete Zellen, auf Kosten ihrer „Mitzellen“ ein asoziales Eigenleben zu führen. Die körpereigene Abwehr reagiert schnell, präzise, hart und hundertprozentig. Denn – versagt sie, heißt das Ergebnis „Krebs“. Über dessen Prognose aber brauchen wir uns wohl an dieser Stelle nicht weiter auszulassen. Und – nicht wahr – eine Gesellschaft ist doch auch nur ein Mensch!

Revolten in Frankreich – der Jaquerie zweiter Teil?

Jules-Francois Savinien Lemarcou

Spät meldet sich der Landbote zu den Krawallen in Paris und der französischen Provinz zu Wort. Das hat seinen Grund. Wir sind kein tagespolitisches Blatt. Zunächst schauen wir uns die Dinge an und versuchen dann hinter die Gründe der Ereignisse zu kommen.

Was uns momentan an ungezügelter Gewalt in Frankreich begegnet, erinnert uns an die These der marxistischen Gesellschaftskritik: Gewalt bricht in Gesellschaften immer dann aus, wenn sich ihre inneren Widersprüche zu einem unüberwindbaren Kulminationspunkt verschärfen haben.

Herr Sarkozy macht es sich auf seinem Wege nach ganz oben unverantwortlich einfach: Er spricht die Krawallmacher völlig unkritisch und verallgemeinernd als „Gesindel“ an. Das mag hier und da schon stimmen – aber es ist doch etwas zu populistisch formuliert.

Vor allem aber sagt die Schimpfkanonade des Herrn Innenministers nichts über die Ursachen aus.

Weit entfernt davon, unkommentiert den leidigen Allgemeinposten „Globalisierung“ zu bemühen, müssen wir diese Tendenz jedoch zweifelsohne

den Hauptursachen der gesellschaftsinternen Spannungszunahme in den westlichen Gesellschaften zurechnen. Das höchst flexible Kapital verfügt längst über die Möglichkeit, sich auf dem Globus in Windeseile die Plätze zu selektieren, die für den Augenblick die günstigsten Produktions- und Absatzmöglichkeiten offerieren. Kein noch so gut gemeintes Regulativ eines noch so hoch entwickelten Sozialstaates vermag dieses entfesselte Raubtier fürderhin zu bändigen. Die Folge: Es kommt zu einer Aufweichung sämtlicher nationaler Gesellschaftsstrukturen mit einer Geschwindigkeit, deren stetes Anwachsen sich nach dem Eulerschen Logarithmus berechnen läßt.

Nun ist es von intellektuell eher simpel strukturierten Zeitgenossen – und diese Fraktion dürfte mindestens zwei Drittel der Weltbevölkerung ausmachen – unbillig zu verlangen, daß diese Prozesse erfaßt und begriffen werden. Was die Leute verstehen, weil sie es direkt am eigenen Leibe zu spüren bekommen, ist, daß sie Tag für Tag ärmer und perspektivloser werden.

Sehen sie keinen Silberstreifen am Horizont, bricht sich die aufgestaute Gewalt, die dem Nackten Affen eh schon immanent ist, mit aller Macht ihre Schneise! Das lehrt uns die Geschichte hinreichend. Wenn es hoffnungslos wird, dann mutiert jeder kleine, in die Ecke getriebene Dackel zu einer wahren Höllenbestie.

Frankreich ist nun für seine „revolutionären“ Erhebungen berühmt. Nur, wohin sollen die Revolten dieses Mal zielen? Es gibt keine Bastille mehr, die man symbolisch niedermachen könnte um damit einen Umsturz oder Umbau gesellschaftlicher Verhältnisse zu generieren. Eine Guillotine auf den Place de Greve? Was soll's? Wen wollte man auch decapitieren? Das Kapital ist gesichtslos, amöboid und blitzschnell. Es bedient sich ebenso schnell substituierbarer Handlanger.

Es gibt nur einen Weg, Kapital zu vernichten: Es muß an sich selbst ersticken! So wie Spanien an seiner eigenen Gier, an seinem ungeheuerlichen Goldraub im Zuge der Conquista zugrunde ging! Eine Inflation muß her! Klingt selbstmörderisch. Ist es auch. Denn diese Inflation müßte eine Krise auslösen, die den Globus auf ähnliche Art umspannt, wie es das Kapital schon jetzt tut. Gegen ein solches Wirtschaftsbeben zur gegenwärtigen Zeit aber wäre jenes von 1929 ein vernachlässigbares Ereignis.

Es ist fatal, aber die Wirtschaftskritik des Kapitalismus erzwingt geradezu einen Kurs auf ein solches Ereignis hin! Eisberg voraus! Volle Kraft voraus!

Insofern besteht kein Grund, die Randalen der ausgetickten Jugendlichen von Frankreich überzubewerten. Sie sind lediglich als symptomatisch einzuordnen. Quasi das erste Gebimmel, mit dem das kommende Chaos eingeläutet wird. Das Kapital hat sich global isostrukturell organisiert und damit einen uneinholbaren Vorsprung zu seinen durch zig Tausende Ethnen divergierte Antagonisten erarbeitet. Diesen Vorteil wird es gnadenlos ausnutzen – es wäre denn kein echtes Kapital!

Der Plebs merkt es und tobt. Hilfloses Gekreisch im Affenkäfig!

Man ist mit von der Partie oder man ist sofort draußen. Das unerbittliche Gesetz des Dschungels! Wer dabei ist, hat trotzdem keinen Grund, sich sicher zu wähnen. Das Spiel Monopoly zeigt es deutlich: Selbst als Inhaber der Rathausstraße mit einem Hotel kann man ganz fix am Ende sein, wenn man dreimal auf die Hotelbewehrte Schloßallee gestolpert ist, die sich dummerweise in den Händen des Feindes befindet! Dem Kapital sind Gefühle und menschlich-moralische Erwägungen fremder als dem All.

Seine Temperatur ist eisiger als drei Kelvin. Aus diesem Grunde kann sich das „Gesindel“ des Herrn Sarkozy die Randalen sparen, insofern der Aufruhr kein Selbstzweck ist. In diesem Lichte betrachtet, können wir dem Herrn französischen Innenminister nur aus vollem Herzen recht geben. Aber das würde uns als hundsgemeiner Zynismus ausgelegt. Also lassen wir das!

Ende des Jahrzehnts werden wir mehr wissen. Wenn es uns dann noch gibt...

Russenkälte

K. K. Bajun

Am Dienstag, dem 24. Januar 2006 ist es wieder einmal soweit: Die Gralshüter der deutschen Sprache küren das Unwort des Jahres 2005. „Entlassungsproduktivität“ hat das unselige Stechen gewonnen. Dicht auf lagen Ehrenmord, Bombenholocaust und Langlebkeitsrisiko.

Das ist schon eine sinnige Erfindung, das mit dem Unwort. Sensibilisiert es doch wenigstens ein Bißerl für den Schindluder, der unentwegt mit der Muttersprache getrieben wird.

Für das Jahr 2006 aber werden wir uns zu Wort melden – das steht schon jetzt so fest wie das Amen in der Kirche. Die „Russenkälte“ ist unser unschlagbarer Favorit, mit dem wir ins Rennen gehen werden.

Dieses Wort, von manchen Radiosendern für Plebs und Proll marktschreierisch hinausgebrüllt, ist eine demagogische Unverfrorenheit mit brandgefährlichem Potential.

Der Russ...! – Seit jeher ist im Deutschen beinahe alles, was mit diesem Nachbarvolk zusammenhängt, zutiefst negativ belegt.

Der faule, versoffene und hinterwäldlerische Russ! Spätestens seit dem Einmarsch der Roten Armee 1945 und den damit verbundenen Exzessen an der deutschen Bevölkerung ist diese abschätzige Wertung größtenteils in puren Haß umgeschlagen. (Was SS, Gestapo und Wehrmacht in Rußland verbrochen hatten, fällt dabei regelmäßig unter den Tisch.)

Spätestens zu diesem Zeitpunkt hatten sich die bolschewistischen Untermenschen zu entarteten Bestien deklassiert. Sie hatten sich endgültig aller zivilisatorischen Segnungen unwürdig erwiesen. (Im Gegensatz zu den auschwitzerbauenden Deutschen...) Es gruselt uns vor diesen Barbaren.

Gott sei Dank hatte das Pack Ende der Achtziger wenigstens die Nachkriegszeit verloren, nicht wahr. Wo doch der Allmächtige Vater des Abendlandes schon so ungerecht war, sie im letzten Kriege siegen zu lassen. Ausgleichende Gerechtigkeit!

Doch dieses revanchistische Gesindel konnte und wollte sich damit nicht abfinden. Jetzt hocken sie in den Tiefen Sibiriens und köcheln an einer neuen, hundsgemeinen Geheimwaffe: der sibirischen Kälte. Und schieben schon mal einen Prototypen in Richtung kreuzbrave, unschuldige und ahnungslose Jungfer Europa.

Sie wohnen im Osten – von Deutschland aus gesehen. Von daher kommt dem christlichen Okzident schon lange kein Lichtlein mehr, wie denn der Lateiner mit seinem „ex oriente lux“ postuliert. Nein, der Osten ist und bleibt der Hort alles Bösen.

Mit dem infantilen Gequatsche der gedankenlosen und ewigprima gelaunten Moderatoren wird über den schlagenden Begriff „Russenkälte“ dem Volk der Russen der beißende Frost quasi persönlich angelastet, so als säße der verschlagene Schweinehund im Schafspelz wirklich und wahrhaftig hinter dem Ural und fabriziere uns zum Schaden die Saukälte. Das erfüllt schon den Tatbestand der Volksverhetzung. Oh, könnte man den Schurken doch nur eine böse Absicht nachweisen, die über ihre dußlige Effekthascherei hinausgeht! Wir würden ihnen das Blut in den Adern gefrieren lassen, so lang würden wir ihnen die Hammelbeine ziehen. Und das ohne jegliche Unterstützung seitens der Russen. Versprochen!

Wer sich mit seinen Vorschlägen für ein Unwort des Jahres einbringen möchte, dem empfehlen wir, Herrn Professor Schlosser aus Frankfurt am Main anzuschreiben. Wir tun es!

Professor Dr. Horst D. Schlosser
Universität Frankfurt am Main
Grüneburgplatz 1
unwort@em.uni-frankfurt.de

Schalterwarten bei der Deutschen Bahn

Don Miquèle Barbagrìgia

„Na, lieber Schulze! Morgen früh um Zehne nach Hamburg? Doll, doll! Von wo? Berlin Zoo? Na, Schulze, dann stellen Sie sich man schon um Achte an, damit Sie Ihr Billet noch kriegen! Hö, hö!“

„Aber was denn! Am Zoo gibt's doch massig Schalter.“ „Jaaaa, mein Lieber, wenn die man alle besetzt wären...“

Sind sie aber nicht. In den allerseltensten Fällen sind sie das. Die Bahn scheint anders zu konzipieren. Nur eine Warteschlange von mindestens einem Dutzend Leuten ist eine gesunde Warteschlange! Das muß den Reisenden unterm Mantel kribbeln. In zehn Minuten pfeift der Schaffner auf dem Perron zwei Stockwerke über einem den Zug ab, und der fette Knüch dort vorn lümmelt über die Fahrschientheke und hat seit einer Viertelstunde seinen feisten Leib um nicht einen einzigen Millimeter bewegt. Neben dem gequälten Ächzen der zierlichen Dame im Maßstab 1:1,5 hinter Schulzen vernimmt man nur noch das Schnaufen des Dicken und das sonore Klappern der Tastatur auf der anderen Seite des Counters.

Indeß – die Wartenden stehen alle gemeinsam in einer Reihe für die fünf geöffneten Schalter an. Das heißt, wird ein begehrter Platz frei, dann kann ein Auserwählter, ein Götterkind, ein die einer Initiation gleichenden Warteprüfung bestanden Habender aus der Schlange aufrücken.

Fein – aber es wird keiner frei! Die kleine Rothaarige dort hinten stammt offensichtlich aus dem Lande der Rothaarigen, der schönen grünen Insel Irland und spricht daher Englisch. Das versucht die Reichsbahnerin auch. Beim Versuch aber bleibt es. Das Ziel der Rothaarigen verharrt in einer Grauzone. „Menschenskind, Du Gake, verkauf ihr doch eine Karte nach London! Von da fährt bestimmt ein Bus!“ Der Fluch verhallt ungehört.

Schulzen hofft auf das Rentnerehepaar, bei dem die Frau die Führung übernommen hat und dem jungen Spund von Kartenverkäufer zu erklären sucht, wo die Schwägerin wohnt und wie man letztes Jahr dort hingelangt sei. Man habe soundsoviel bezahlt...wieso jetzt € 255,-? Letztes Ostern waren es € 248,- und da hatten wir unser Enkelchen dabei!“ Buchstabier einer

entrüsteten Mittsiebzigerin das Wort Tarifierhöhung. Dazu hätte sie schon ihr Leben lang in der Chefetage des Reichsbahnvorstandes Staub saugen müssen. Der Alte will etwas sagen. Eine unwirsche Handbewegung der streitbaren Greisin läßt ihn abrupt verstummen. Es ist kein Ende abzusehen.

Aber da: Schalter 3? Die Spindeldürre, Typ Lehrerin, Dutt, aufdringlich durchsichtige Bluse, welche notdürftig einen urstabilen BH verhüllt, der seinerseits zum Wohle der Umwelt..., na, lassen wir das! Ein geblümter Rock verhüllt gewagt nur die ersten Drittel ihrer Beine, welche letztere unschwer erkennen lassen, daß die Dame vor kurzem gegen einen Storch gepokert und gewonnen hat. Adebar mußte ihr wohl seine Stelzen abtreten. Das wirklich Schlimmste an der Frau aber ist ihr Maul. Das geht unentwegt und offeriert zwischen Nebenbemerkungen über Lippengloss, Haushalt und Entenbrust der Schalterbeamtin sämtliche Fahralternativen ihrer geplanten Strecke. Indem die Quasselstrippe ihren Stahl-BH immer weiter über den Tresen schiebt, dabei ihren ohnehin schon spindeldürren Hals reckt und verdreht, um an dem ihr völlig unverständlichen Geschehen auf dem Monitor teilzuhaben, wird es auf der anderen Seite des Schalters ungemütlich. Die Rollen des Drehstuhls der Schalterbeamtin drängen ins Landesinnere. Alles bläst auch in der Beamtin zum Rückzug. Das mag aber wohl auch der süßlichen Wolke geschuldet sein, die die Paukerin umgibt. Wie dem auch sei – während die reisende Pädagogin schon allein ob der schiereren Dauer des Gesprächs eine quasifamiliäre Beziehung zu der Kartenverkäuferin aufzunehmen im Begriffe steht, wächst proportional zur Länge der Warteschlange auch das Spannungsfeld zwischen Zorn und Verzweiflung in der Selbigen. Besonders deutlich wird dies nach Ablauf des Äons, das die Vielschwätzerin mit dem Kauf ihres Billets verbracht hat. Die Abschiedsszene zieht sich in die Länge wie ein hartnäckiger Kaugummi. Da, sie dreht ab!

Nö – denkste. Nach drei Schritten in Richtung Ausgang – der baumlange Neger vor Schulzen hatte schon zum hoffnungsvollen Sprunge angesetzt – kehrt sie um. Noch ein bißchen Seiern und Grinsen und Seiern und Grinsen. Den Schwarzen verlassen zusehends die Kräfte. Zwei Meter Ebenholz beginnen mittig einzuknicken. Kein Problem hat er, zwei Stunden unter der äthiopischen Sonne auf das Gnu zu warten – aber was die Weißen hier zusammenkochen, das nimmt ihm die Lebensgeister.

Etwas pfeift. Na, Schulze, Dein ICE nach Hamburg? Tja, Pech gehabt, mein Lieber, Wenn man auch zu geizig ist, den Strafzoll für den Fahrscheinverkauf im Zug zu blechen...!

Aber, wer wird den weinen? „Ne schlappe halbe Stunde später geht doch ein Regionalexpreß über Löwenberg, von da eine Draisine bis Wittstock, dann geht ein Bus nach dem Tierpark Hagenbeck, und von dort kann man dann über den Schalter der Deutschen Bahn gleich ein Reitdromedar mieten. „Könn' se am Zielort anbinden und fertig. Läßt sich mit'm „Handy“ freischalten. So modern sind wir schon!“ Da nimmt man doch lächelnd eine halbe Stunde Wartezeit am Counter in Kauf. Schulze! Mann! Nun reißen Sie sich mal ,n bißken zusammen! Nehm' Sie sich mal'n Beispiel an dem Neger vor Ihnen. Der flennt doch auch nicht!

Aber dafür ist er kreidebleich, denn die gestelzte Dame quasselt immer noch ihren immerwährenden Abschied, das Rentnerehepaar quengelt, die Irin mümmelt ihren Brei aus Dinglisch und gälischen Flüchen, nur der bebrillte Student macht Anstalten, nach zähen Verhandlungen seinen sauer erstrittenen Platz am Schalter zu räumen. Der Neger atmet tief durch. Die Sonne geht auf in einer düsteren Schalterhalle des Bahnhof Zoo. Das Leben geht weiter. Als ein zerknitterter Schulze dem Reisezentrum in Richtung verlassenen Bahnsteig entweicht, labert ihn einer von den verwahrlosten

Streunern an, die von der Bahnhofsumgebung aus einem mystischen Grunde aufgesogen werden, wie die Motten vom Licht: „Ham Se mal ,n noch nich abjefaaaahnen Faahhschein?“

Schulze schaut etwas blöde aus seinem Nadelstreifen: „Watt denn Männekin, janz ohne Anstehen...???!“

Sturm über der Karibik

Jules-Francois S. Lemarcou

Dem Landboten bläst momentan ein ziemlich heftiger Wind durch die Seiten seines Blätterwaldes. Das hat mit der Umstrukturierung zu tun, die der Gazette zu einem neuen Formate verhelfen soll, mit seiner bevorstehenden Notierung bei der Deutschen Bücherei zu Leipzig – kurz, mit seiner Entwicklung zum hoffentlich Positiven.

Stürmisch geht es derzeit auch in der Karibik zu: Catrina und Rita heißen die wirbelnden Damen, die die Menschen der U.S.A.-Südstaaten zu einem brutalen Tanze auffordern. Es sind temperamentvolle Fräuleins, fürwahr. Ist die Damenwahl vorüber, heißt es für weite Landstriche der amerikanischen Golfküste: Land unter!

Ob wir die Opfer verhöhnen wollen? Nein! Mitnichten! Wie wir sehen, trifft es wie immer die Ärmsten der Armen, die Wehrlosen. Denen gilt unser tiefstes Mitgefühl. Die anderen aber, das amerikanische Volk schlechthin, das sich so wonnig in Katastrophenfilmen suhlt und seit langem jeder menschlichen Intelligenz und Vernunft abgeschworen hat, die mögen ihrem Verstand dorthin folgen, wo sie ihn zu Beginn ihres Größenwahns versenkt hatten: auf den Grund des Meeres!

Denn sie reißen uns alle mit ,rein! Sie ziehen uns mit hinab in den Malstrom ihrer Dummheit und Ignoranz. Die explodierenden Spritpreise an den deutschen Tankstellen sind nur ein erster, beinahe harmloser Anfang.

Wer von der unterbelichteten Fraktion der westdeutschen Landsleute noch immer meint, der Anschluß der Größten DDR der ganzen Welt hätte die westdeutsche Ökonomie ruiniert, der darf nunmehr seinen stumpfsinnigen amerikanischen Befreiern danken, die er über Jahrzehnte hinweg kritiklos angehimmelt hat.

Haben die Russen in punkto Umweltverschmutzung und -vernichtung mit der erfolgreichen Bekämpfung des Aralsees seinerzeit Maßstäbe gesetzt, so schicken sich die Amerikaner nunmehr an, auch in dieser Hinsicht im globalen Wettbewerb die Führungsrolle zu übernehmen. Sie scheinen das Sputniktrauma noch immer nicht überwunden zu haben.

Und diesmal gewinnen sie. Denn zu ihren weltweiten Erfolgen bei der Vernichtung von intakter Natur und der Auslösung von Umweltkatastrophen (jahrzehntelange Atomwaffenerprobung) muß man nun zwingend die Eigentore hinzuzählen, die ihnen mit den verstärkten Heimsuchungen durch Hurrikans und Tornados ins Netz gehen. Erbarmungslose Ausbeutung fossiler, kohlenstoffgestützter Energiereserven bedeutet nun mal eine Aufheizung der Atmosphäre und der Ozeane. Die daraus resultierenden klimatischen Veränderungen sind seit langem bekannt und prognostiziert.

Die realen Szenarien aber übertreffen die vorhergesagten – wie's nun aussieht – um Dimensionen. Der Stein rollt und ist nimmer aufzuhalten. Denn, was

da über New Orleans hinwegfegte, das war hausgemacht. Und das war erst der Anfang! Man sollte sich das Geld sparen, New Orleans wieder bewohnbar zu rekonstruieren. Es lohnt nicht. In der nächsten Tornadosaison säuft es eh wieder ab. Einem Meeresspiegel, der binnen der nächsten einhundert Jahre um ca. 30cm ansteigt, ist kein Deich mehr gewachsen. Und wie lang soll er werden, der Deich? Soll er die gesamten kontinentalen Küsten umspannen, mit Ausnahme des irischen Moher?

Nein, es wäre besser, das Geld bereits jetzt für die Umsiedlung der Weltküsten-Metropolen bereitzustellen.

Doch wozu auch diese Mühen? Parallel erwärmt sich der Globus um etwa 4°C. Das soll er dem Vernehmen nach schon im 20. Jahrhundert getan haben. Nun ist es eine Binsenweisheit, daß eine Globalerwärmung um 10°C einen ähnlichen Effekt auf die Flora und Fauna des Planeten hat, wie der Einschlag eines Meteoriten von mehr als 15km Durchmesser – es folgt die „Global Dinstinction“. Dieses Massensterben begegnete dem irdischen Leben beispielsweise zum Ende des Perms, vor 251 Millionen Jahren, schon einmal mit aberwitziger Wucht. Wir entsinnen uns der Formung der gigantischen sibirischen Platte durch einen Supervulkanismus zu ebenjener Zeit, der seinerseits zu einer Klimaerwärmung um 4°C führte. Dieser Prozeß heizte nun wiederum die alten Ozeane auf, die daraufhin ihre gefrorenen Methanblasen an die Atmosphäre freigaben. Der darin begründete Treibhauseffekt – Methan ist eines der potentesten Treibhausgase überhaupt, legte noch ein paar Kohlen nach: Es wurde noch einmal um 5°C wärmer. Das größte bekannte Massensterben begann. Etwa 75 % der an Land lebenden Arten, sowie etwa 95 % der marinen Invertebraten starben aus. Das Ganze zog sich über etwa 80.000 Jahre hin. Diesmal wird's etwa 1.000 mal schneller gehen.

Die Amerikaner sorgen dafür. Und wenn dann das Gestöhne aufkommt, daß die aufstrebenden Chinesen und Inder doch nun mittlerweile ihren erklecklichen Teil zur globalen Umweltverschmutzung beitragen – ja, wer hat's ihnen denn vorgemacht? Wer hat denn genau diesen selbstmörderischen und rücksichtslosen Umgang mit der Natur zum erstrebenswerten Standard definiert, an dem nun endlich auch die teilhaben wollen, die ihn so lange erwirtschafteten und doch nichts davon abbekamen?

In Europa hat es seit Jüngstem den Anschein, als setzte sich zunehmend ein gesunder Amerika-Skeptizismus durch. Man wird kritischer. Und das ist gut. Wer das Kyoto-Protokoll aus kurzfristigen und habgierigen Erwägungen heraus boykottiert, der muß in Acht und Bann geschlagen werden, ob er sich nun als das Vierte Rom fühlt oder nicht. Auch Barbaren, als die wir offensichtlich seit dem letzten Weltkriege von Washington aus begriffen werden, haben Möglichkeiten der Einflußnahme. Ein gutes Zeichen ist schon die Beendigung einer mentalen Hörigkeit. Sie schafft den Rückhalt bei weitergehenden Maßnahmen, die genau auf den wunden Punkt zielen – den Einzigen, an dem man die Vereinigten Staaten wirklich packen kann: an der Wirtschaft! Da werden sie wach. Da beginnen sich selbst die Irren zu besinnen und nachzudenken, die gerade mit Hilfe ihres Marionettenpräsidenten die Natur Alaskas schänden und die Eisschmelze des Nordpols bejubeln – der kürzer werdenden Schifffahrtsrouten wegen...

Es darf sich nicht mehr für sie lohnen. Versteht ihr?! Sie müssen draufzahlen! Nur das bringt sie zur Raison.

Aber vielleicht tun's ja schon die stürmischen Atlantikgeborenen Damen mit den schönen Namen Catrina und Rita. Noch ein paar von dieser Sorte und das regelmäßig mindestens viermal pro Jahr – und selbst der hirnschelligste Hillie-Billi müßte eigentlich wach werden.

Warten wir's ab. Und in der Zwischenzeit tun wir etwas gegen diese unselige Entwicklung! Denn wir kriegen es unvermeidlich ab. Und das wird auf Dauer nicht angenehmer, als die armen Neger von New Orleans es heute schon erfahren müssen. Der existentielle Todeskampf der Menschheit wird so brutal auch und gerade für den Einzelnen, wie ihn die alten Griechen nicht mal in ihren kühnsten Alpträumen vom Eisernen Zeitalter zu beschwören vermochten.

Da Gnade uns der Herre Gott und nehme uns von hinnen, ehe es soweit ist!

Sturm über der Karibik

Jules-Francois S. Lemarcou

Dem Landboten bläst momentan ein ziemlich heftiger Wind durch die Seiten seines Blätterwaldes. Das hat mit der Umstrukturierung zu tun, die der Gazette zu einem neuen Formate verhelfen soll, mit seiner bevorstehenden Notierung bei der Deutschen Bücherei zu Leipzig – kurz, mit seiner Entwicklung zum hoffentlich Positiven.

Stürmisch geht es derzeit auch in der Karibik zu: Catrina und Rita heißen die wirbelnden Damen, die die Menschen der U.S.A.-Südstaaten zu einem brutalen Tanze auffordern. Es sind temperamentvolle Fräuleins, fürwahr. Ist die Damenwahl vorüber, heißt es für weite Landstriche der amerikanischen Golfküste: Land unter!

Ob wir die Opfer verhöhnen wollen? Nein! Mitnichten! Wie wir sehen, trifft es wie immer die Ärmsten der Armen, die Wehrlosen. Denen gilt unser tiefstes Mitgefühl. Die anderen aber, das amerikanische Volk schlechthin, das sich so wonnig in Katastrophenfilmen suhlt und seit langem jeder menschlichen Intelligenz und Vernunft abgeschworen hat, die mögen ihrem Verstand dorthin folgen, wo sie ihn zu Beginn ihres Größenwahns versenkt hatten: auf den Grund des Meeres!

Denn sie reißen uns alle mit ,rein! Sie ziehen uns mit hinab in den Malström ihrer Dummheit und Ignoranz. Die explodierenden Spritpreise an den deutschen Tankstellen sind nur ein erster, beinahe harmloser Anfang.

Wer von der unterbelichteten Fraktion der westdeutschen Landsleute noch immer meint, der Anschluß der Größten DDR der ganzen Welt hätte die westdeutsche Ökonomie ruiniert, der darf nunmehr seinen stumpfsinnigen amerikanischen Befreier danken, die er über Jahrzehnte hinweg kritiklos angehimmelt hat.

Haben die Russen in punkto Umweltverschmutzung und -vernichtung mit der erfolgreichen Bekämpfung des Aralsees seinerzeit Maßstäbe gesetzt, so schicken sich die Amerikaner nunmehr an, auch in dieser Hinsicht im globalen Wettbewerb die Führungsrolle zu übernehmen. Sie scheinen das Sputniktrauma noch immer nicht überwunden zu haben.

Und diesmal gewinnen sie. Denn zu ihren weltweiten Erfolgen bei der Vernichtung von intakter Natur und der Auslösung von Umweltkatastrophen (jahrzehntelange Atomwaffenerprobung) muß man nun zwingend die Eigentore hinzuzählen, die ihnen mit den verstärkten Heimsuchungen durch Hurrikans und Tornados ins Netz gehen. Erbarmungslose Ausbeutung fossiler, kohlenstoffgestützter Energiereserven bedeutet nun mal eine Aufheizung der Atmosphäre und der Ozeane. Die daraus resultierenden klimatischen Veränderungen sind seit langem bekannt und prognostiziert.

Die realen Szenarien aber übertreffen die vorhergesagten – wie's nun aussieht – um Dimensionen. Der Stein rollt und ist nimmer aufzuhalten. Denn, was da über New Orleans hinwegfegte, das war hausgemacht. Und das war erst der Anfang!

Man sollte sich das Geld sparen, New Orleans wieder bewohnbar zu rekonstruieren. Es lohnt nicht. In der nächsten Tornadosaison säuft es eh wieder ab. Einem Meeresspiegel, der binnen der nächsten einhundert Jahre um ca. 30cm ansteigt, ist kein Deich mehr gewachsen. Und wie lang soll er werden, der Deich? Soll er die gesamten kontinentalen Küsten umspannen, mit Ausnahme des irischen Moher?

Nein, es wäre besser, das Geld bereits jetzt für die Umsiedlung der Welt-Küsten-Metropolen bereitzustellen.

Doch wozu auch diese Mühen? Parallel erwärmt sich der Globus um etwa 4°C. Das soll er dem Vernehmen nach schon im 20. Jahrhundert getan haben. Nun ist es eine Binsenweisheit, daß eine Globalerwärmung um 10°C einen ähnlichen Effekt auf die Flora und Fauna des Planeten hat, wie der Einschlag eines Meteoriten von mehr als 15km Durchmesser – es folgt die „Global Dinstinction“. Dieses Massensterben begegnete dem irdischen Leben beispielsweise zum Ende des Perms, vor 251 Millionen Jahren, schon einmal mit aberwitziger Wucht. Wir entsinnen uns der Formung der gigantischen sibirischen Platte durch einen Supervulkanismus zu ebenjener Zeit, der seinerseits zu einer Klimaerwärmung um 4°C führte. Dieser Prozeß heizte nun wiederum die alten Ozeane auf, die daraufhin ihre gefrorenen Methanblasen an die Atmosphäre freigaben. Der darin begründete Treibhauseffekt – Methan ist eines der potentesten Treibhausgase überhaupt, legte noch ein paar Kohlen nach: Es wurde noch einmal um 5°C wärmer. Das größte bekannte Massensterben begann. Etwa 75 % der an Land lebenden Arten, sowie etwa 95 % der marinen Invertebraten starben aus. Das Ganze zog sich über etwa 80.000 Jahre hin. Diesmal wird's etwa 1.000 mal schneller gehen.

Die Amerikaner sorgen dafür. Und wenn dann das Gestöhne aufkommt, daß die aufstrebenden Chinesen und Inder doch nun mittlerweile ihren erklecklichen Teil zur globalen Umweltverschmutzung beitragen – ja, wer hat's ihnen denn vorgemacht? Wer hat denn genau diesen selbstmörderischen und rücksichtslosen Umgang mit der Natur zum erstrebenswerten Standard definiert, an dem nun endlich auch die teilhaben wollen, die ihn so lange erwirtschafteten und doch nichts davon abbekamen?

In Europa hat es seit Jüngstem den Anschein, als setze sich zunehmend ein gesunder Amerika-Skeptizismus durch. Man wird kritischer. Und das ist gut. Wer das Kyoto-Protokoll aus kurzfristigen und habgierigen Erwägungen heraus boykottiert, der muß in Acht und Bann geschlagen werden, ob er sich nun als das Vierte Rom fühlt oder nicht. Auch Barbaren, als die wir offensichtlich seit dem letzten Weltkriege von Washington aus begriffen werden, haben Möglichkeiten der Einflußnahme. Ein gutes Zeichen ist schon die Beendigung einer mentalen Hörigkeit. Sie schafft den Rückhalt bei weitergehenden Maßnahmen, die genau auf den wunden Punkt zielen – den Einzigen, an dem man die Vereinigten Staaten wirklich packen kann: an der Wirtschaft! Da werden sie wach. Da beginnen sich selbst die Irren zu besinnen und nachzudenken, die gerade mit Hilfe ihres Marionettenpräsidenten die Natur Alaskas schänden und die Eisschmelze des Nordpols bejubeln – der kürzer werdenden Schifffahrtsrouten wegen...

Es darf sich nicht mehr für sie lohnen. Verstehet ihr?! Sie müssen draufzahlen! Nur das bringt sie zur Raison.

Aber vielleicht tun's ja schon die stürmischen Atlantikgeborenen Damen mit den schönen Namen Catrina und Rita. Noch ein paar von dieser Sorte und das regelmäßig mindestens viermal pro Jahr – und selbst der hirnschelligste Hillie-Billi müßte eigentlich wach werden.

Warten wir's ab. Und in der Zwischenzeit tun wir etwas gegen diese unselige Entwicklung! Denn wir kriegen es unvermeidlich ab. Und das wird auf Dauer nicht angenehmer, als die armen Neger von New Orleans es heute schon erfahren müssen. Der existentielle Totenkampf der Menschheit wird so brutal auch und gerade für den Einzelnen, wie ihn die alten Griechen nicht mal in ihren kühnsten Alpträumen vom Eisernen Zeitalter zu beschwören vermochten.

Da Gnade uns der Herre Gott und nehme uns von hinnen, ehe es soweit ist!

Teurer Mobilfunk

Don Miquel Barbagrà

Können Sie sich noch an die Versteigerung der UMTS-Frequenzen erinnern, die vor gut zwei Jahren Hans Eichels Finanzminister-Herz höher schlagen ließ? Das war was! Für einen immateriellen Wert, das staatliche Recht an Frequenzen elektromagnetischer Wellen über seinem Hoheitsgebiet, für die kein Mensch je einen Finger krumm gemacht hat, zahlten einige Mobilfunkkonsortien plötzlich Milliarden und Abermilliarden in den maroden Staatshaushalt. Man konnte nicht eben von einer Sanierung sprechen. Zumindest der Zinsendienst hatte eine Weile Ruhe.

Wofür aber zahlten die großen Mobilfunkbetreiber? Wie sagten es schon: Für Frequenzen, über die sie ihren neuen Dienst UMTS anzubieten trachteten. UMTS bedeutet „Universal Mobile Telecommunications System“ und benutzt Frequenzbandbreiten zwischen 1,92 – 1,98 und 2,11 – 2,17 GHz. Bei diesen Frequenzen lassen sich Übertragungsgeschwindigkeiten von 384 kbit/s erzielen.

Das wird Ihnen jetzt eventuell nicht viel sagen. Doch hinter diesem Wert steckt die Möglichkeit, zum Beispiel Fernseh- oder Videobilder im Mobiltelefonformat empfangen oder versenden zu können. Genau das hatten die Steigernden von damals im Sinne! Das war das Milliardengeschäft, das sie witterten, wo sie zu den Pionieren der Ersten Stunde zählen wollten, wo sie nicht den rechtzeitigen Einstieg verpassen wollten, wo sie sich um Kopf und Kragen steigerten.

Entgegen allen Behauptungen der Mobilfunkbetreiber: Sie haben sich allesamt auf die Schnauze gelegt. Das UMTS-Geschäft wurde zum Milliardengrab! Vorerst jedenfalls.

Die Leute wollten quatschen, „simsen“ und spielen, weil sie mit ihren nervösen Fingern nichts Besseres anzufangen wissen. Wie sonst ließe sich ihre Langeweile bekämpfen, wenn ihnen im Tagesrhythmus Wartezeiten aufgedrängt werden: an der Bushaltestelle, im Zug, im Café, wenn das Rendezvous sich verspätet?

Tja, die Milliarden waren futsch. Aber wie sollte man sie wieder reinbekommen. Natürlich hätte Fernsehen oder Surfen via Telefon seinen Preis gehabt. Aber das wollte ja keiner. Pech gehabt!

Pech gehabt? Ah, geh! Soviel Pech kann ein Mobilfunkkonsortium gar nicht haben, daß es ernsthaft in eine Schieflage geriete. Denn die Mobilfunkbetreiber haben in der menschlichen Seele eine unerschöpfliche Goldader aufgetan, die zur Zeit der Menschwerdung des Affen in der Savanne angelegt wurde. Das urtümliche Rudelbedürfnis, das Gefühl erreichbar sein zu müssen und die anderen ständig erreichen zu können, das Gefühl pausenlos quatschen zu können, weil das eben der Kitt ist, der ein Affenrudel zusammenkleistert.

Noch vor fünfzehn Jahren, war ein „Handy“ ein Statussymbol. Die Leute standen vor Telephonzellen Schlange oder schrieben sich Briefe.

In dem aberwitzig kurzen Zeitraum von anderthalb Jahrzehnten ist es den Konsortien gelungen, die Leute unlösbar an die Institution „Handy“ zu ketten. Die Durchsuchung wird jenseits der neunzig Prozent-Marke liegen. Oder kennen Sie noch jemanden, der nicht so ein Gerät mit sich umherschleppt? (Ich ja, aber ich verrate die Dame nicht – sie ist eine sehr kluge, schöne und beneidenswerte Freundin...)

Das Volk hängt am Tropf der Mobilfunkanbieter und ist ihnen auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Nehmt dem gemeinen Mann, der gemeinen Frau das „Handy“ weg und ihr habt eine Revolte, die das System stürzt! Psychosen würden blühen wie die Schneeglöckchen im Frühjahr. Und das wissen die Anbieter.

Hier setzen sie an, um das verlorene Geld wieder reinzuholen. In unüberschaubaren Tarifmodellen offerieren ihre Werbestrategen großzügige Angebote mit soundsoviel Freiminuten und die Verbraucher-Trottel glauben allen Ernstes, während dieser „Freiminuten“ umsonst telefonieren zu können.

Natürlich blechen die armen Blödiene: legendäre Grundgebühren von 20, 35 gar 50 Euro – das sind 40, 70, 100 Mark in der alten Währung, Monat für Monat, nur damit ich einen Vertrag habe. Und dafür darf ich dann fünfzig, oder hundert oder 500 Minuten quatschen, ohne daß es noch mal teurer wird! Doll was? Was sind den um Gottes Willen fünfzig Minuten im Monat? Knapp anderthalb Minuten am Tag. So sieht's aus! Anderthalb Minuten! Hallo! Michel! Aufwachen! Ein Alptraum hat soeben begonnen.

Wenn man dieses Kontingent abtelefoniert hat, dann gingen im Schnitt 35 Cent pro Minute über den Ladentisch, bei den 50-Euro-Kandidaten sind es gar nur 10! Leute, das sind zwanzig Pfennige alter Währung! Kommt die Botschaft irgendwo an?

Was nach den Freiminuten kommt, das wird dann richtig lausig: 50 Cent pro angefangene Minute! Eine Deutsche Mark für jede versabbelte, gottverdammte Minute!

Und die Leute akzeptieren klaglos. Keinem scheint aufzufallen, daß sie sich vorher bei Grundgebühren von 4,50 Euro über Minutentarife von drei Cent unterhalten haben. Na gut, manchmal waren es acht oder neun. Aber es war zu verkraften.

Die Häufische haben die kleinen Riffbewohner angefütert, die kamen in Scharen und jetzt beginnt das große Fressen!

Anderthalb Jahrzehnte haben gereicht, Abhängigkeiten, die an Suchtverhalten gemahnen, zu etablieren. Und jetzt nutzt man genau diese Abhängigkeiten, um die verzockten Gelder wieder hereinzuschaukeln.

Eine gute Nachricht für alle Konquistadoren: El Dorado, das sagenhafte Goldland ist entdeckt. Zugegeben – nicht im südamerikanischen Dschungel, sondern in der kommunikationsüchtigen Seele des Nackten Affen. Aber der Effekt ist gigantisch!

Wo die Leute am Dümmden sind, da sind sie am besten zu melken!

Wir fürchten nur den Bumerang-Effekt! Nicht etwa, daß der eventuell zu erwartende rege Gebrauch der UMTS-Möglichkeiten dazu führt, daß sich die Akku-Lebenszeiten entscheidend verringern und die Leute trotz der an sich schon hohen Telefonkosten alle Nase lang neue Geräte anschaffen müssen. Die Telefonhersteller wird's freuen.

Was wir fürchten, ist der Rückschlag, der sich ergibt, weil die Leute sich nicht mehr mit der Welt beschäftigen, in der sie leben, sondern mit ihren elektronischen Spielzeugen. Mobiltelefone laufen in den Eisenbahnabteilen schon mal den Dildos der Beate Uhse den Rang ab, weil sie im Gegensatz zu Letzteren in aller Öffentlichkeit benutzt werden können. Sicher nicht auf die gleiche Art und Weise, aber das Ziel ist doch dasselbe – Befriedigung eines elementaren Bedürfnisses. Einem Säugling steckt man einen Schnuller in den Mund, um ihn vom Quäken abzubringen – größeren Kindern von sechs bis sechzig drückt man eben ein Mobiltelefon in die Hand. Und schon sind sie selig!

Sie werden jetzt sicher sagen: Ja, da schwadronieren sie wieder, die Ladboten – nutzen die denn keinen Mobilfunk? Doch, machen wir. Auch wir sind gezwungen, diesen Irrsinn mitzumachen. Wir können die Dinge nicht ändern, nur darüber schreiben.

Aber wir halten uns an den Spruch der alten Telefonhäuschen: FASSE DICH KURZ!

Zum 70. Todestag unseres geistigen Vaters

Dr. Kurt Tucholsky

B. St. Fjöllfross

Sieben Jahrzehnte sind es nun her, daß Herr Dr. Kurt Tucholsky, einer der brilliantesten, spritzigsten und intelligentesten Schriftsteller, deren sich das deutsche Volk je hat rühmen können, der Welt für immer verloren ging. Ein wahrer Sohn Lichtenbergs, Heines und Jacobsons hatte während des ersten Drittels des letzten Jahrhunderts die deutsche Kulturlandschaft unendlich bereichert.

Es ist nun nicht so, daß der Preußische Landbote versessen auf Anniversarien wäre. Das sind von Menschenhand willkürlich festgelegte Daten. Man sollte sie nicht überbewerten.

Der diesjährige 21. Dezember 2005 aber unterscheidet sich wesentlich von gewöhnlichen Jahrestagen dieser Art. Nach siebzig Jahren nämlich werden die Texte unseres geistigen Vaters Eigentum der Allgemeinheit. Das bedeutet, man kann ab dem 22. Dezember getrost, ohne weitere Restriktionen befürchten zu müssen, aus den Werken Herrn Dr. Tucholskys zitieren.

Wir gedenken, von dieser Gelegenheit regen Gebrauch zu machen.

Es kann nach unserem Verständnis nicht recht sein, daß einige der schärfsten Waffen im Kampf gegen die Mikrobe der Menschlichen Dummheit, die je geschmiedet wurden, von selbsteingesetzten Gralshütern unter Verschluss gehalten und nur gegen Bares zur Verfügung gestellt werden.

Nota Bene! Diese Attacke reiten wir ausdrücklich nicht gegen die sehr ehrenwerten und sowohl äußerst engagierten, als auch gleichermaßen freundlichen Mitarbeiter des Rowohlt-Verlages, denen wir schwerlich etwas anderes als stetes Bemühen im Geiste ihres wohl excellentesten Autors würden nachsagen können.

Die uns das Brot diesbezüglich sauer werden ließen, die saßen nicht in Reinbeck!

Wir haben es nicht verstanden und die Auskunft, die man uns gab, war banal und nichtssagend. Man munkelte, der Gralskönig der die uns tangierenden Rechte verwaltenden Gesellschaft habe eine regelrechte Aversion gegen die neuen Medien und hätte sich deshalb uns gegenüber spröde und fordernd gezeigt. Geld, Geld, immer wieder Geld. Geld mußte geboten werden. Für ein paar Worte nur! Wir haben ausgespuckt und uns abgewandt!

Es wäre ein ander Ding, wenn unser geistiger Vater noch am Leben und dieses Geld seinem Unterhalte dienlich wäre. Als er dessen aber tatsächlich am Dringendsten bedurfte, wo waren da diejenigen, die sein Erbe nun so kommerziell erfolgreich verwalten? Noch zu jung? Noch nicht geboren? Mag sein. Dann aber haben sie um so weniger Veranlassung, sich in unserer Zeit zu hortschützenden Drachen aufzuschwingen.

Ein Entree in den Park Tucholsky'schen Gedankengutes erheben zu wollen, dürfte dem Andenken des Urhebers nicht gerecht werden. Seine Schriften sollten in die Köpfe vieler gelangen, um Veränderungen zu katalysieren. Sie wurden nicht für die Vitrine geschrieben. Sie waren gedacht für das Leben. Für ein besseres Leben!

Und so sprechen wir, schon ein erstes Mal frech und frei unseren Schutzpatron zitierend, zu jenen Schrankenwärtern, die uns bislang von dem Erbe zu verbeißen suchten, das jetzt auch das Unsere ist: „Mach keinen Zimt, Anton! ... und laß mich durch! Sonst rufe ich deine Frau!... Mach die Barriere auf, Anton...Es ist besser so!“*

Und ob uns die Antons nun für den Gottseibeius oder den Auserwählten halten, ist uns dabei ziemlich wurscht. Trinkgeld konnten wir nicht geben, haben wir nicht gegeben und werden wir nicht geben. Das haben wir hinter uns! „Aber nun weiter, weiter...“

Wir werden auf der Chaussee weitermarschieren, die unser großer Vater uns gepflastert hat. Wir werden weitermarschieren, wie sich das für brave preußische Soldaten gehört.

Für Soldaten einer Armee, der er nicht hätte fluchen müssen und die tapfer gegen die alten Kommisköpfe avanciert. Sei's drum, daß diese auch in den eigenen Reihen zu finden wären!

Das ist unser Dank an IHN, das ist unsere eiserne Verpflichtung, das ist der Sinn der Existenz des Preußischen Landboten!

*** * zitiert aus: „Kurt Tucholsky, Träumereien an Preußischen Kaminen“, „Die verzauberte Prinzessin“, Verlag Volk und Welt Berlin 1969, S. 191

Zum Titelbild der Neon - Magazin

Ausgabe vom Februar 2006
„Schwein geworden?“****

S. M. Druckepennig

Sehr geehrte Damen und Herren!

Ich war so frei, Ihr aktuelles Titelblatt der mir eng befreundeten Schweinedame Mascha vorzulegen und sie um einen Kommentar zu ersuchen. Sie bat mich diesbezüglich freundlich grunzend, Sie, verehrte Damen und Herren ihres tiefsten Mitgeföhls zu versichern. Es sei ihr durchaus bewußt, daß der Nackte Affe die einzige Kreatur unter Gottes weitem Himmel sei, welche der böartigen Mikrobe der Menschlichen Dummheit völlig schutzlos ausgeliefert ist.

Der jungen Frau auf dem Titelbild wünsche sie von ganzem Schweineherzen, daß ihr wenigstens ein Bruchteil von dem zuteil werde, was die Photomontage so leichtfertig verheißt. Das wäre dann schon ein enormer Gewinn für sie und den Rest der Schöpfung.

In diesem Kontext bat mich die Schweinedame, Ihnen mitzuteilen, daß an der Redewendung: „Er/Sie ist so doof, daß ihn/sie die Schweine beißen!“ nichts, aber auch gar nichts dran sei.

Kein Schwein sei so niederträchtig jemanden zu beißen, der eh schon am Boden liegt. Und was wäre ein übleres Gebrechen als bodenlose Dummheit?! Zu so einer Lumperei wären eben nur Nackte Affen fähig, wie wir seit Lorenz und Morris wissen.

In diesem Sinne läßt sie Sie herzlich grüßen und wünscht Ihnen gute Besserung.

Dem wollen wir uns anschließen und verbleiben als

Ihre Preußischen Landboten

S. M. Druckepennig

Zur Bundestagswahl 2005

Don Miquel Barbagrigia

Michel, Michel – das hätte Dir nun wirklich keiner zugetraut! Du kannst ja richtig sublim abwatschen! Donnerwetter!

Die diesjährige vorgezogene Bundestagswahl hatte etwas von einem Kamikazeinsatz, sowohl von Seiten des Herrn Bundeskanzlers als auch von Seiten des deutschen Wahlvolkes.

Es ist erstaunlich: Unter so reger Anteilnahme sind die deutschen Wähler schon lange nicht mehr zu den Urnen geeilt. Und was kam heraus? Ein klassisches Patt zwischen den beiden Großen, ein Kopf-an-Kopf-Zieleinlauf

der drei „Kleinen“, von denen die neue Linkspartei den Etablierten die meisten Kopfschmerzen bereiten dürfte.

Das Gejammer über diesen hausgemachten Umstand, die betonte Ignoranz von bundesweit über acht Prozent des Wählerwillens ist ein Trauerspiel politischer Unkultur. Man hat es hier nicht mit Nationalsozialisten zu tun! Es zeugt von abgrundtiefem Verlust von Demokratieverständnis, einen Teil des mündigen Wahlvolkes auszuklammern, weil er der eigenen politischen Ausrichtung scharf entgegensteht. Das hat etwas zutiefst Diktatorisches. Aber was soll's. Weit wird man mit diesem infantilen Affentheater nicht kommen.

Apropos Affentheater: Wie das heillose Gekreisch einer sich um eine Banane streitende Affenhorde mutet das kindische Gezänk im Anschluß der Wahlen um die Vakanz des Bundeskanzlersessels an. Frau Merkel tut sich dabei besonders hervor. Muß sie doch nun ernsthaft um ihre Basis aufgrund der vergeigten Wahl und der völlig verpaßten Chance zur Machtübernahme fürchten. Sie war immer die ungeliebte Ostfrau für die schwarzen Patriarchen. Nun wird ihr deren Wind eiskalt ins Gesicht blasen. Das zu übertönen muß man schon kräftig gegen den Sturm anbrüllen – solange man noch darf.

Wer aber immer nun das Ruder übernehmen wird: Er oder sie wird sich ihrer Macht kaum erfreuen können. Zu stark steht die jeweilige Opposition gegenüber. Und dieser Opposition braucht man gewiß keine Konstruktivität zu unterstellen.

Darin liegt das Harakiri-Moment dieses Wahlgangs begründet. Eine schöne Selbstentleibung des Michels – weiß Gott! Das hatte Stil. Das Blöde an einem Selbstmord ist nur, daß man hinterher im Allgemeinen wie ein Käfer auf dem Rücken liegt, bar jeder Handlungsfähigkeit. Herzlichen Glückwunsch!

Solche Faxen könnte sich das Reich vielleicht erlauben, wenn es noch feist und wohlgenährt wäre. Doch von der einstigen Bundesrepublik existiert nur noch eine runzlige Hülle. Sie ist banquerott und bis zum Offenbarungseid verschuldet. Dessen sie dringend bedürfte, wäre eine radikale Reform, die sich durch die ganze Gesellschaft zöge. Das zum Beispiel betrifft die konsequente Entmachtung des allmächtigen Beamtenkörpers oder die Entflechtung des völlig verwuselten Steuer- und Subventionsrechtes. Entsinnt man sich des auszumistenden Stalls des Augias...? Herakles, wo bist Du?

Der Ruf verhallt vergebens. Hier ist kein Plan zu erkennen und kein Mut, keine Kraft, kein Rückhalt und kein Charisma, dieses Titanenwerk umzusetzen. Auf dem vermoderten Industrieboden Deutschlands gedeihen bestenfalls Sprechblasen. Unselige Sprechblasen. Solche, die von einer den Binnenmarkt mordenden Mehrwertsteuererhöhung schwadronieren und die Leute bestenfalls dazu bewegen, ihre Ersparnisse im Garten zu vergraben. Nirgends ein Signal zur Ankurbelung des Binnenkonsums! Nur kurzsichtige Flickschusterei allerwegen! Und die oben erwähnten Sprechblasen in Hülle und Fülle.

Die aber wuchern am meisten dort, wo früher der Filz prächtig gedieh. Angebaut wurde dieser Filz von Leuten, die jahrzehntlang nichts taten, um das Land zum Prosperieren zu bringen, sondern sich nur von Legislaturperiode zu Legislaturperiode hangelten, dabei die Wählergunst mit gewaltigen Hypotheken auf die Zukunft erschleichend.

**** * Das Titelbild ist aus rechtlichen Erwägungen heraus an dieser Stelle nicht abgedruckt worden. Es stellt eine junge Frau des Karrieretypus dar, deren eine Gesichtshälfte in die Form eines grinsenden Schweinekopfes photomontiert wurde. Damit soll die Aussage getroffen werden, daß Menschen unter Karrieredruck unter Umständen einen böartigen Charakter annehmen.

Michel, der sonst zu jeder Dummheit fähig ist, bewies diesmal feinen Instinkt. Gut, diese Abwatschung wird nichts bewegen, außer daß das Land noch mehr ins Chaos trudelt. Aber überfällig war diese Wählerantwort – und sie kam, wie man an der Wahlbeteiligung unschwer ablesen konnte, sehr delibiert, sehr deutlich.

Das gegenwärtige Politbarometer weist momentan nach Weimar, oder, wenn wir näher an der jüngeren Vergangenheit bleiben wollen – ins Italien der Siebziger und Achtziger: Destabilisierung der politischen Verhältnisse zieht immer eine Destruierung der wirtschaftlichen Verhältnisse nach sich. Wenn aber die existentiellen Verteilungskämpfe zunehmen, dann beißt sich die Katze in den Schwanz: eine Polarisierung der politischen Landschaft mit einer Verlagerung des Machtzentrums in die Richtung der extremen Ränder. An dieser Stelle wird es heiß. Und das nicht nur innenpolitisch. Das Ausland beobachtet die Entwicklung in Deutschland genau und reagiert sehr sensibel. Eine Instabilität in der politischen Landschaft führt zu einem neuerlichen Investitionsrückgang in Zeiten ohnehin schon grassierender industrieller Abwanderung. Das ist nun wirklich das Letzte, dessen Deutschland gegenwärtig bedarf. Was wäre nun zu schlußfolgern? Zunächst einmal geht es nicht primär um eine politische Willensbildung an der Spitze der Gesellschaft. Es geht darum, daß Michel nicht nur einmal alle Jubeljahre an einem Wahlsonntag kurzfristig aufwacht, sondern während der Legislaturperiode behende bleibt. Der Verfilzung der Gesellschaft, diesem unseligen Myzel, das dem Nackten Affen immanent zu sein scheint, muß brutal entgegengewirkt

werden. Denn Filz bedeutet Stagnation, Unflexibilität, Depression. Michel muß erzwingen, daß Politik transparenter wird. Der Mandatsträger muß gezwungen werden, Klartext zu reden, für den er später haftbar gemacht werden kann. Überhaupt – Versagen an so exponierten Stellen muß eine entsprechende Ahndung und Ächtung erfahren – auf daß sich Politiker ihrer Verantwortung nicht nur mit dem Maule bewußt seien. Keine Ehrenposten und Abfindungen mehr für hochrangige Nieten, während jeder Subalterne bei entsprechenden Fehlleistungen an den Fingernägeln knabbern muß!

Was dem Lande am meisten fehlt, ist eine Aufbruchstimmung, die mit einem seit den Achtundsechzigern verknöcherten Establishment nicht mehr zu machen ist. Wer nach erfolgreicher Umsetzung solch fundamentaler Maßnahmen dann mit der Legislatur beauftragt wird, bleibe sich innerhalb des demokratischen Spektrums beinahe gleich. Zu ähnlich sind sich die Volksparteien in ihrem Auftreten schon geworden, als daß sich eine ernsthafte inhaltliche Abgrenzung noch ausmachen ließe.

Wir wollen nicht zurück in die nationalistische Kleinstaaterei. Aber einem hemmungslos global operierenden Manchester-Kapitalismus sei die Stirn geboten! Wer sich diesem widerlichen Ungeheuer als Türöffner verschreibt, der möge fern gehalten werden von jeder Machtausübung.

Das aber sei dann die einzige Ausschlußprämisse für eine Folgewahl, die wir jedoch hoffen, nicht vor Ablauf von vier Jahren erleben zu müssen.

Inhalt

Abschied von Claudia.....	3	Frau Bundeskanzlerin.....	18
Anarchie auf zwei Rädern	3	Hänsel und Gretel.....	19
Arte stolpert ins Mittelalter.....	4	Herr Houellebecq, ein Faun und seine Weihnachtsbotschaft	22
Danebrog - im Sturm zerzaust.....	5	Herr Wittwer und die Weihnachtsbotschaft	23
Deutsche Geisel im Zweistromland.....	6	Inimicus inter muros	24
Die dreizehnte Frage	7	Königs Geburtstag 2006	25
Die Naturkirche und der tote Spatz vom „Domino-Day“.....	8	Leise rieselt der Schnee	26
Die Staatsanwaltschaft Cottbusn stellt ein Verfahren ein	9	Politische Unkultur	27
Die Synagoge in der Großen Münzenstraße	9	Rasender Tod auf Deutschlands Straßen	27
Die verheerende Macht der Unsinnigen – zum Unwesen deutscher „Seelenexperten“	11	Revolten in Frankreich – der Jaquerie zweiter Teil?.....	28
Die WASG und der Klagesang der Etablierten	12	Russenkälte.....	29
Ein Mann und sein Gotteshaus.....	13	Schalterwarten bei der Deutschen Bahn.....	30
Ein neuer Radweg.....	14	Sturm über der Karibik.....	31
Ein neuer Radweg.....	15	Sturm über der Karibik.....	32
Einem Lehrer gewidmet	16	Teurer Mobilfunk	33
Einige Bemerkungen zur „Jamaika - Koalition“	17	Zum 70. Todestag unseres geistigen Vaters Dr. Kurt Tucholsky.....	34
Schreiben des Landboten an Frau Dr. D. Tiemann (CDU),	17	Zum Titelbild der Neon - Magazin	35
Erinnerung an die Stodoranen,	17	Zur Bundestagswahl 2005	35